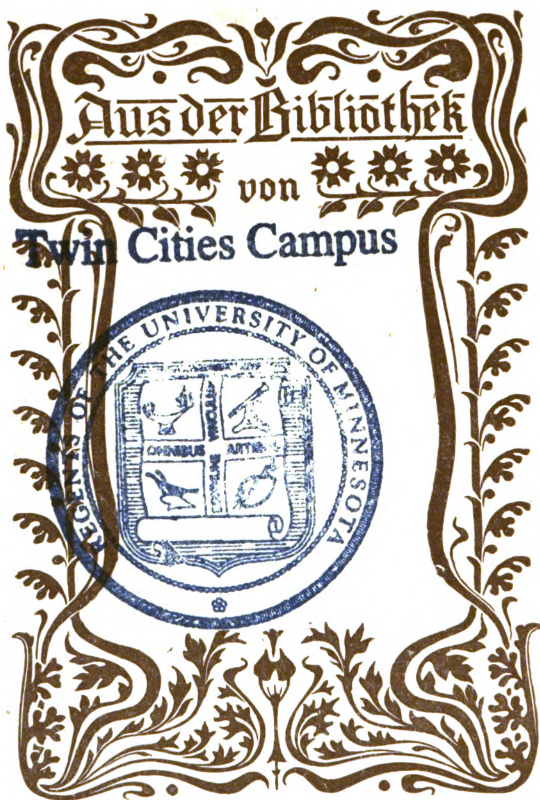
BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS




Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Gartenlaube-Kalender 1904



Neunzehnter Jahrgang.

Mit zahlreichen Illustrationen in Bunt- und Schwarzdruck.

In elegantem Ganzleinenband

Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1904 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg:

„Alte Liebe",

ansprechende und humorvolle Novellen von Eva Treu und Helene Raff, unterhaltende und belehrende Beiträge von Dr. Adolf Heilborn, Dr. Siegfried Falken, Dr. Fritz Skowronnek, A. Trinius, Heinz Krieger, M. Hagenau, Luise Holle, Dr. Rudolf v. Gottschall, L. Haschert, Dr. Michael Cohn, W. Berdrow u. a., einen ausführlichen, reich illustrierten Rückblick auf die Tagesgeschichte von Dr. Hermann Diez, ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen nehmen die meisten Buchhandlungen entgegen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken oder mittels 10 Pf.-Postanweisung direkt an die

Verlagshandlung Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Leipziger Bank 1,50“ von Joh. Stavi. (S. 91)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1904 • Vierter Band

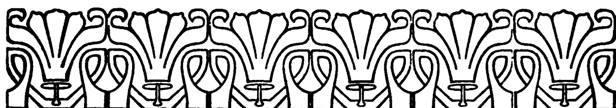


Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

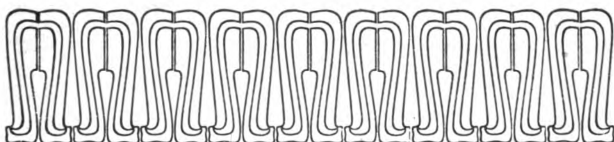




Inhalts-Verzeichnis.







Versiegelte Lippen.

Roman von Hermann Giersberg.



(Fortsetzung und Schluss.) (Nachdruck verboten.)

Paul Keilig nickte, wie wenn er sich für die freundliche Bestellung bedanken wollte. Dann erhob er sich mühsam und verließ das Abteil, um langsam auf dem Bahnsteige auf und nieder zu gehen, unbekümmert um das geschäftige Getriebe, das ihn umgab, um die verwunderten Blicke, die sich hie und da auf ihn richteten, um die Stöße, die er empfing, wenn er es versäumte, einem beladenen Gepäckträger oder einem überhastigen Passagier rechtzeitig aus dem Wege zu gehen.

Als das dritte Klingelzeichen ertönte, stand er noch immer auf dem Bahnsteige. Er rührte sich auch nicht vom Fleck, als die Wagentüren zugeworfen wurden, und das kurze schrille Signal des Zugführers den Befehl zur Abfahrt gab. Um nichts in der Welt wäre er noch einmal in den Wagen zurückgekehrt, darin ihm das Entsetzliche widerfahren war. Schließlich war es doch auch ganz gleichgültig, ob das Trauerspiel seines verpfuschten Lebens schon hier zu Ende ging oder erst ein paar Stunden später in Wien. Es war keinem

Menschen mit der kurzen Verlängerung gedient, keinem — und niemand weniger als ihm selbst.

Diesem oder jenem der Bahnbeamten mochte wohl der bleiche, schäbig aussehende junge Mensch aufgefallen sein, dem die Kleider so sonderbar um die mageren Glieder schlotterten, und der mit einem so wirren Blick vor sich hin starrte. Aber auf einem verkehrsreichen Kreuzungspunkt gibt es so viele seltsame und auffällige Erscheinungen, daß sich der befremdliche Eindruck der einzelnen rasch wieder zu verwischen pflegt. Selbst der Polizist, der den Mann eine kleine Weile beobachtet hatte, hielt es nicht für notwendig, eine Frage an ihn zu richten, da er sich ja ganz still verhielt und niemand belästigte.

Als eine Viertelstunde nach der Abfahrt des Personenzuges von der entgegengesetzten Seite her ein Güterzug in die Halle fuhr, saß der blasse junge Mensch auf der Bank am Ende des Bahnsteiges, auf die er sich niedergelassen hatte, als seine Füße ihm den Dienst zu versagen drohten. Eine Weile sah er anscheinend interessiert den Hantierungen der Bahnbeamten zu. Dann, als die Schaffner ihre Plätze oben in den Bremserhäuschen wieder einnahmen, stand er auf und stellte sich neben die Lokomotive, deren gewaltigen Gliederbau er aufmerksam betrachtete.

„Abfahren!“ rief der diensttuende Stationsbeamte, und wieder schrillte das Signal des Zugführers, von einem kurzen scharfen Pfiff der Lokomotive beantwortet, und die eisernen Glieder des keuchenden Ungetüms begannen sich zu regen. Aber in ihr Rasseln und Stampfen klang vielstimmig und doch wie aus einem Munde ein markdurchdringender Schrei des Entsetzens.

„Halt! — Halt! — Ein Mensch auf den Schienen!“ rief es, während schreckensbleiche Männer von allen

Seiten heranliefen, als ob sie den erbarmungslosen Koloß mit ihren Händen aufhalten könnten in seinem zermalmenden Laufe. „Allmächtiger Gott, es ist zu spät! Er ist schon unter der Lokomotive.“ Die Bremsen arbeiteten, und der Güterzug hielt. Von rechts und links krochen die Beamten zwischen die Räder.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In brennender Ungeduld hatte Rudolf v. Rinckleben auf das Eintreffen der von Herbert verheißenen Nachricht geharrt. Seine Hände zitterten vor Erregung, als er den Umschlag des Briefes löste, den ihm der Portier seines Hotels in der Kreisstadt endlich um die Mittagszeit übergab. Desto größer und unangenehmer war seine Enttäuschung, als er statt der erwarteten Enthüllungen nichts weiter fand als die wenigen Zeilen, die ihn von der plötzlich notwendig gewordenen Abreise seines Freundes in Kenntnis setzten.

Zum ersten Male wurde er irre an Herbert Vollmars Wahrhaftigkeit. Diese Reise, über deren Zweck und Ziel Herbert nicht einmal eine Andeutung machte, wollte ihm wie ein leerer Vorwand erscheinen, um der Erfüllung des gegebenen Versprechens aus dem Wege zu gehen.

Er war ernstlich erzürnt und fest entschlossen, dem Freunde kein Hehl aus dem Argwohn zu machen, den diese Enttäuschung in ihm geweckt. Zunächst aber blieb ihm freilich nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen. Er hatte Dagmar, zu der man ihm täglich ungehindert Zutritt gewährte, seinen Besuch für den Nachmittag angekündigt, in der Hoffnung, daß er dann vielleicht schon in der Lage sein würde, ihr die erlösende Nachricht zu bringen, auf die er sich nach Herberts Er-

klärungen Rechnung gemacht. Nun aber gab es eigentlich für ihn keinen Beweggrund mehr, heute zu ihr zu gehen. Nur, um vielleicht einen solchen zu finden, begab er sich in das Gerichtsgebäude, wo er, wie er wußte, um diese Zeit den Untersuchungsrichter, der ihre Sache führte, sicher antreffen würde.

Der Beamte empfing ihn mit einem freundlichen und überlegenen Lächeln, das Rinckleben nichts Gutes weissagte.

„Nun, Herr Rechtsanwalt, werden Sie es mir jetzt zugeben, daß ich einigen kriminalistischen Scharfblick besitze? Ein alter Praktiker läßt sich doch nicht so leicht hinters Licht führen, nicht einmal durch ein so hübsches und so rührend unschuldiges Gesicht wie das Ihrer Klientin.“

„Ich verstehe nicht recht,“ erwiderte Rinckleben beunruhigt. „Wenn es Ihnen um meine Anerkennung zu tun ist, werden Sie schon die Güte haben müssen, sich etwas deutlicher zu erklären.“

„Das ist rasch geschehen, Fräulein Holnstein hat sich vorhin endlich bequemt, ein Geständnis abzulegen.“

Rincklebens Gesicht färbte sich dunkelrot. „So hat sie es getan, um einen moralischen Selbstmord zu begehen. Sie könnten ebensogut ein zweijähriges Kind beschuldigen, dies Verbrechen verübt zu haben.“

„Nun, nun,“ beruhigte der Landgerichtsrat den Erregten, „von einem Verbrechen in dem gewöhnlichen häßlichen Sinne des Wortes ist ja auch eigentlich hier gar nicht die Rede. Überschreitung der Notwehr im Zustande der Angst und Verwirrung — weiter wird schließlich nichts herauskommen. Wenn sie ein bißchen Glück hat, wird die junge Dame trotz ihres Geständnisses freigesprochen.“

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß dies Geständnis

eine Lüge ist. Darf ich fragen, was sie Ihnen erzählt hat?“

„Sie sagte, daß sie anfange, irre zu werden an der Zuverlässigkeit ihres Gedächtnisses. Während des Streites mit ihrem Stiefvater habe sie sich in einem Zustande so hochgradiger Aufregung befunden, daß sie doch vielleicht etwas getan habe, woran ihr jetzt die Erinnerung abhanden gekommen sei. Daß sie nach dem Papiermesser gegriffen habe, um ihn von sich abzuwehren, hatte sie ja von Anfang an zugegeben. Wenn es ihr auch noch immer so sei, als ob sie nur mit der bloßen Hand einen Schlag gegen ihn geführt habe, so wolle sie doch nicht in Abrede stellen, daß es möglicherweise auch mit dem Messer gewesen sein könne. Ich denke, mehr brauchen wir nicht, um über den Hergang der Sache völlig ins klare zu gelangen.“

„Es mag sein, daß es Ihnen genügt, mir aber genügt es wahrhaftig nicht. Selbst wenn Sie das bloße Zugeben der Möglichkeit ein Geständnis nennen wollen, fehlt ihm doch jede Beweiskraft, solange es nicht durch andere Momente bestätigt wird. Lassen Sie mich nur auf einen einzigen Umstand hinweisen, der dagegen spricht. Fräulein Holnstein trug in dem Augenblick, wo sie den Mord oder Totschlag begangen haben müßte, erwiesenermaßen ein weißes Kleid — dasselbe, das sie auch noch bei ihrer Verhaftung anhatte. Die Möglichkeit, daß sie sich noch vor dem Verlassen der Villa Rothe umgezogen haben könnte, ist nach den von mir und dem Polizeikommissär bewirkten genauen Zeitfeststellungen ganz ausgeschlossen. Wie wollen Sie es nun erklären, daß man trotz genauester Untersuchung nicht einen einzigen Blutstropfen an diesem Kleide, auf dem auch der kleinste Spritzer sichtbar sein müßte, hat entdecken können? Der Stich hat nach dem Sektions-

befund die große Schlagader durchschnitten und dann die Herzwand durchbohrt. Man braucht kein Arzt zu sein, um sich zu sagen, daß dabei das Blut hoch aufgespritzt sein muß. Die Spuren an den Fenstervorhängen und auf dem Fußboden liefern ja auch einen überzeugenden Beweis. Welches Wunder hätte sich ereignen müssen, wenn nur gerade das weiße Kleid des Fräulein Holnstein von jeder Besudlung verschont geblieben wäre, obwohl sie sich doch in dem Augenblick, wo sie den Stoß führte, selbstverständlich in unmittelbarer Nähe des Verletzten befunden haben muß?"

Der Untersuchungsrichter hatte zwar als ein höflicher Mann seine Darlegung angehört, ohne ihn zu unterbrechen, einen nennenswerten Eindruck hatte sie aber offenbar nicht auf ihn gemacht. „Versuchen Sie doch, Herr Rechtsanwalt, ob Sie bei der Hauptverhandlung mit diesem Argument durchdringen," sagte er. „Ich für meine Person kann ihm in Anbetracht der ganzen Sachlage eine entscheidende Bedeutung nicht beimessen."

Rinckleben sah ein, daß es in der Tat ein zweckloses Unternehmen war, diesem von Dagmars Schuld so fest überzeugten Manne gegenüber ihre Sache zu führen. Aber ehe er ging, konnte er sich doch nicht enthalten zu fragen: „Und wenn ich nun schon an einem der nächsten Tage in der Lage sein würde, Ihnen den Namen des wirklichen Täters zu nennen?"

„Dann würde ich mich — vorausgesetzt, daß Sie mir seine Schuld beweisen können — mit der uralten Wahrheit rechtfertigen müssen, daß Irren menschlich ist. Vorläufig aber sind wir noch nicht so weit, mein verehrter Herr Rechtsanwalt."

Nach kurzem Überlegen ging Rinckleben zunächst auf das Telegraphenamt, um eine Depesche an Herbert

Vollmars Bureauvorsteher aufzugeben. Er nahm an, daß dieser am ehesten von dem Aufenthalt seines Chefs unterrichtet sein würde, und er ersuchte ihn in dringenden Worten, ihm davon unverzüglich auf telegraphischem Wege Kenntnis zu geben.

Dann erst lenkte er seine Schritte nach dem Untersuchungsgefängnis, wo man ihn ohne weiteres in Dagmars Zelle führte.

Er sah, daß sie sehr angegriffen war, und er glaubte zu bemerken, daß sie geweint habe. Um so ernster und eindringlicher war der Vorwurf im Klang seiner Stimme, als er auf sie zu trat und sagte: „Was, um Gottes willen, haben Sie getan? Wissen Sie auch, daß man Ihre heutigen Äußerungen als ein Geständnis deutet?“

Sie war nicht überrascht, aber sie schlug die Augen nieder. „Zürnen Sie mir nicht,“ bat sie leise. „Ich konnte nicht anders. Ich bin dieser ewigen Vernehmungen so müde. Es ist ja auch ganz gleich. Man ist ja doch schon davon überzeugt, daß ich es getan habe.“

„Um so energischer sollten Sie sich dagegen wehren. Was Sie heute getan haben, ist ein Fehler, den wir nur schwer wieder gutmachen können. Wenn es mir jetzt nicht gelingt, den Schuldigen zu ermitteln, so könnte daraufhin möglicherweise wirklich Ihre Verurteilung erfolgen.“

„Ich erwarte es gar nicht anders. Ich habe Ihnen ja schon früher gesagt, daß es so am besten für mich ist. Ich will nicht unter die Menschen zurück — ich will nicht. Sie würden mich ja doch alle verachten.“

Es war ein so namenloses Weh in dem Ausdruck ihrer Züge, daß Rinckleben, der sich bisher bei seinen Unterredungen mit ihr stets mannhaft beherrscht hatte, nicht länger an sich zu halten vermochte. Ehe Dagmar

es verhindern konnte, hatte er sich ihrer beiden Hände bemächtigt. „Sprechen Sie nicht so, Fräulein Holnstein! Wenn Sie nicht sich selber zuliebe um Ihre Rechtfertigung kämpfen, so tun Sie es aus Mitleid für mich. Ich könnte es nicht ertragen, Sie verurteilt zu sehen. Sie müssen es doch längst bemerkt haben, wie sehr Ihr Schicksal mir am Herzen liegt."

Sie hatte erst einen Versuch gemacht, ihre Hände zu befreien, da er sie aber mit so festem Druck umschlossen hielt, ließ sie ihn gewähren. „Ja, ich weiß es, und ich beklage es als ein Unglück für Sie, Herr v. Rinckleben. Es scheint einmal mein Schicksal zu sein, Kummer und Herzeleid über alle zu bringen, die es gut mit mir meinen. Darum, wenn Sie mir eine Wohltat erweisen wollen, so geben Sie es auf, mich retten zu wollen. Legen Sie die Verteidigung nieder und überlassen Sie mich meinem Geschick. Ich habe Ihnen ja von Anfang an gesagt, daß Sie keine Freude daran haben werden."

„Nein," rief er, „und wenn ich mein Leben daran setzen müßte, ich werde Ihre Sache durchführen — mit Ihrer Unterstützung oder gegen Ihren Willen! Ich werde der Welt beweisen, daß Sie schuldlos sind an diesem Verbrechen, ob Sie selbst es in Ihrer törichten Furcht vor den Menschen auch auf sich nehmen wollen."

Sie senkte den Kopf und schwieg. Es war dieselbe müde Ergebung, die sie heute bestimmt hatte, ihre verhängnisvollen Äußerungen vor dem Untersuchungsrichter zu tun. Rinckleben sah die Tränen an ihren Wimpern, und er fühlte, daß er sie nicht länger quälen dürfe, auch nicht mit den Äußerungen seiner Teilnahme, die sie ja offenbar nur als eine Pein empfand.

Er bat sie um die Erlaubnis, am nächsten Tage

wiederkommen zu dürfen, und ging. Aber sein Herz war voll beinahe leidenschaftlichen Zornes gegen Herbert, der nach seiner eigenen Erklärung mit einem einzigen Wort die Folter dieses unglücklichen Geschöpfes hätte enden können, und der in der selbstsüchtigen und — wie er es in seiner Erregung nannte — feigen Furcht vor der Verletzung eines leeren Ehrbegriffs zögerte, es zu tun.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen erst kam die Antwort des Bureauvorstehers. Sie bedeutete für Rudolf eine neue Überraschung, die noch peinlicher und niederschmetternder war als alle früheren. Denn der Mann telegraphierte ihm, daß sein Chef schwer krank in Berlin angekommen sei und an einer Gehirnentzündung fast hoffnungslos daniederliege.

Diese Nachricht kam fast einer völligen Vernichtung aller seiner Hoffnungen gleich. Denn wenn Herbert sein Geheimnis mit ins Grab nahm, so gab es kaum noch eine Aussicht, Dagmar zu retten. Aber noch war Herbert ja nicht tot, noch mußte er im stande sein, Rede zu stehen auf eine an ihn gerichtete Frage. Hier durfte kein Augenblick ungenutzt verloren werden. Heute noch mußte er nach Berlin fahren, um dem Kranken zu entreißen, was er wußte.

Aber er wollte doch nicht reisen, ohne Abschied von Dagmar zu nehmen. So gern er sie in ihrem gegenwärtigen Gemütszustande geschont hätte, überlegte er auf dem Wege nach dem Untersuchungsgefängnis doch, daß es seine Pflicht sei, ihr Herberts Erkrankung mitzuteilen. Er mußte nach dem Inhalt der Depesche annehmen, daß sein unglücklicher Freund ein Sterbender sei, und wenn Dagmar später erfuhr, daß er es ihr verschwiegen, so durfte sie ihm mit vollem Recht

einen schweren Vorwurf daraus machen. Vielleicht hatte sie ja dem Manne, dem sie sich hatte zu eigen geben wollen, noch irgend eine Mitteilung oder ein Geständnis zu machen, denn Rudolf konnte die Empfindung nicht los werden, daß noch etwas Unaufgeklärtes und Unausgesprochenes zwischen den beiden sei. Er war egoistisch genug, mit einer Regung der Eifersucht an die Möglichkeit einer Aussöhnung Dagmars mit seinem Freunde zu denken, aber diese Empfindung durfte ihn nicht abhalten, das zu tun, was er den Umständen nach als seine Pflicht erachten mußte.

Er fand die junge Gefangene heute sehr ruhig. Zum ersten Male seit ihrer Verhaftung hatte man sie an diesem Vormittag mit einer Vernehmung verschont, und wenn das auch nach Lage der Dinge durchaus nicht als ein günstiges Zeichen anzusehen war, so schien sie doch mit dieser Wirkung ihrer gestrigen Äußerungen vollkommen zufrieden. Etwas befangen sah sie dem Besucher entgegen, denn sie mochte fürchten, daß er die Absicht habe, sie aufs neue mit Vorwürfen zu bestürmen.

Aber Rinckleben wollte seine kostbare Zeit nicht mit Vorstellungen vergeuden, von denen er sich ja doch keinen Erfolg hätte versprechen können. Mit einigen vorsichtig gewählten Worten suchte er sie auf die traurige Mitteilung vorzubereiten, um derentwillen er gekommen war. Doch wie diplomatisch er es auch seiner Meinung nach anfing, Dagmar hatte mit dem sicheren Ahnungsvermögen des liebenden Herzens doch schon bei seiner ersten Andeutung die ganze Wahrheit erraten, und wenn Rudolf sich bis dahin noch mit irgend einer vermessenen Hoffnung getragen hatte, so brach sie kläglich zusammen angesichts des tödlichen Erschreckens und des verzweifelten Schmerzes, die er auf ihrem Ge-

sicht las, als sie die Bestätigung ihrer Befürchtung von ihm empfangen. Sie wollte durchaus Näheres über Herberts Erkrankung und über seinen Zustand wissen.

„Herbert verfügt über eine ausgezeichnete Konstitution,“ versuchte er sie zu trösten. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß er in der Blüte seiner männlichen Kraft das Opfer einer Krankheit werden sollte, die doch an und für sich keineswegs zu den unheilbaren gehört.“

Aber diese Tröstungen, an die er selbst nicht recht zu glauben vermochte, besänftigten die angstvolle Aufregung des jungen Mädchens nicht. Sie hatte sich an die Wand ihrer Zelle gelehnt, und niemals, auch nicht in dem Augenblick, als man sie nach der Villa Rothe zurückgerufen, hatte Rinckleben sie so gebrochen und so fassungslos gesehen.

„Nein, er wird sterben,“ sagte sie mit fast verlöschender Stimme ein Mal über das andere. „Er wird sterben — und ich kann nicht bei ihm sein — ich kann ihn nicht anflehen, mir zu verzeihen.“

Der junge Rechtsanwalt litt bei dem Anblick ihrer Seelenqual kaum weniger als sie selbst. Es war nichts Selbstsüchtiges und Zorniges mehr in seinem Herzen. In diesem Augenblick würde er einen guten Teil des eigenen Lebens daran gegeben haben, wenn er sie hätte mit sich nehmen und an das Krankenlager des Mannes führen dürfen, dem doch, wie er sah, noch immer ihre ganze Seele angehörte. Aber er durfte es nicht. Die Mauern eines Gefängnisses standen zwischen ihr und Herbert. Und der Unselige, der sich jetzt in seinen Fieberphantasien vielleicht ebenso in Sehnsucht nach ihr verzehrte, wie sie in dem heißen Verlangen nach ihm verging, trug mit seinem verhängnisvollen Zaudern selbst die Schuld daran, daß es so war.

„Ich wiederhole Ihnen, Fräulein Dagmar,“ sagte

er, sie unbewußt zum ersten Male mit ihrem Vornamen anredend, „daß ich Ihre Befürchtungen noch nicht teile, daß ich vielmehr mit Zuversicht auf eine Wiederherstellung meines armen Freundes hoffe. Aber wenn es Ihnen eine Beruhigung gewähren kann, daß ich ihm in Ihrem Namen irgend eine Bestellung ausrichte, so bitte ich Sie dringend, mir unbedenklich Ihr Vertrauen zu schenken. Was auch immer Sie ihm durch mich sagen lassen, kein lebendes Wesen außer ihm wird es erfahren, und Sie dürfen es getrost so ansehen, als ob Sie es ihm in einem versiegelten Briefe mitgeteilt hätten."

Dagmar antwortete ihm nicht sogleich. Mit tränenlosen Augen starrte sie vor sich hin, und schon dachte er daran, sich zu verabschieden, als sie ihm wie in einem plötzlichen Entschluß ihr Gesicht zukehrte und sagte: „Sie sind so gut und so großmütig — ja, Ihnen kann ich alles sagen. Ich hatte mir vorgenommen, keinen Versuch zu meiner Rechtfertigung vor Herbert zu machen. Je tiefer er mich verachtete, desto eher würde er, wie ich meinte, den Schmerz der Enttäuschung überwinden, die ich ihm bereitet habe. Nun aber kann ich doch den Gedanken nicht ertragen, daß er aus dem Leben gehen sollte mit dieser Verachtung gegen mich im Herzen. Nicht um meinetwillen, denn für mich gibt es ja doch keine Hoffnung mehr, sondern seinetwegen möchte ich, daß ihm die volle Wahrheit offenbar werde. Auch dann werde ich ja seiner Liebe und seines Verzeihens noch immer unwert sein, aber er wird mich doch nicht mehr für das ehrlose und verworfene Geschöpf halten, als das er mich bis zu diesem Augenblick ansehen mußte."

Und hastig, in raschen, oft zusammenhanglosen Worten, als wisse sie, wie kostbar ihrem Zuhörer die

Minuten sein müßten, erzählte sie ihm die ganze Geschichte ihrer Liebe und ihrer Schuld.

„Sagen Sie ihm, daß ich nichts von dem Vorhandensein jenes Testamentes gewußt habe und nichts von den verwandtschaftlichen Beziehungen meines Stiefvaters zu Herberts verstorbener Gattin. Es war schlecht und unehrlich, daß ich auf das Geheiß meines Stiefvaters zu ihm ging und daß ich ihn damals belog. Etwas anderes aber als dies habe ich nicht gegen ihn gesündigt. Von dem Augenblick an, da wir uns in dem Seebade wieder begegneten, ist kein unwahres Wort mehr über meine Lippen gekommen. Meine Liebe zu ihm war echt und wahr und sie wird ihm bis zu meinem letzten Atemzug gehören. Wollen Sie ihm das alles sagen?“

Rudolf v. Rinckleben reichte ihr die Hand. „Wenn das Schicksal mir noch die Möglichkeit dazu gewährt — ja, Fräulein Dagmar! Ich werde ihm das alles sagen, und ich hoffe, daß er eines Tages in der Lage sein wird, Ihnen selbst die Antwort darauf zu geben.“

Sie wehrte fast erschrocken ab. „Nein, nein, so sollen Sie es nicht verstehen — und auch er soll es nicht so verstehen. Ich möchte ihm nicht wieder begegnen.“

„Wir wollen es einer höheren Instanz überlassen, darüber zu entscheiden,“ sagte Rinckleben ernst. „Und nun darf ich wohl gehen?“

Sie nickte. Aber als er schon die Hand erhoben hatte, um an die Tür zu klopfen, die ihm auf dieses Zeichen von der draußen befindlichen Wärterin geöffnet werden mußte, flog sie auf ihn zu und legte ihre Hände auf seine Schultern. „Sie sind so gut,“ sagte sie noch einmal, und voll warmer Dankbarkeit leuchteten ihre Augen in die seinen. „Wenn ich doch etwas tun könnte, um es Ihnen zu vergelten.“

Für einen Moment war er in Versuchung, die schöne schlanke Gestalt an seine Brust zu reißen, aber er wußte ihr mit männlicher Selbstbeherrschung zu widerstehen. „Kämpfen Sie für Ihre Rechtfertigung, Fräulein Dagmar!" erwiderte er, indem er sanft ihre Hände löste. „An dem Tage, wo Sie frei und ohne Makel die Schwelle dieses Gefängnisses überschreiten, werde ich meinen Lohn empfangen haben, den schönsten und den einzigen, den ich mir jetzt noch wünsche."

Ein warmer Händedruck, dann klopfte er energisch an die Tür, und in der nächsten Sekunde schon rasselte draußen der Schlüsselbund.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Auskunft, die man Rinckleben bei seinem Eintreffen in Herberts Wohnung über den Zustand des Kranken gab, war ganz danach angetan, seine schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen. Er kam, als einer der beiden behandelnden Ärzte eben im Begriff stand, den Patienten zu verlassen, und er hatte somit Gelegenheit, sich von berufenster Seite über die Krankheit unterrichten zu lassen. Er erfuhr, daß es sich um eine weit ausgebreitete Gehirnhautentzündung handle, die recht wohl durch die schädlichen Einwirkungen heftiger Gemütsbewegungen hervorgerufen sein konnte.

„Die Hoffnung auf Genesung ist bei dieser Krankheit leider fast immer recht gering," sagte der Arzt. „Aber schon die nächsten Tage werden uns in dieser Beziehung volle Gewißheit bringen. Denn nur, wenn schon in den ersten Stadien des Leidens eine Wendung zum Besseren eintritt, läßt sich eine günstige Prognose stellen."

„Unter diesen Umständen gibt es natürlich auch keine Möglichkeit, mit dem Kranken zu reden?"

„Daran ist jetzt nicht zu denken," lautete die sehr bestimmte Erwiderung. „Der Patient ist ohne Bewußtsein, und ich darf niemand zu ihm lassen. Denn selbst wenn vorübergehend lichte Augenblicke eintreten sollten, was im übrigen höchst unwahrscheinlich ist, müßte jede Erregung von dem Kranken ferngehalten werden."

Nicht tröstlicher klang es, was Rudolf später von der Wärterin erfuhr. Sie sagte, daß der Patient ersichtlich von den furchtbarsten Schmerzen gepeinigt würde, für die ihm selbst in seiner Bewußtlosigkeit die Empfindung nicht verloren gegangen zu sein scheine. Er liege zumeist unter leisem Stöhnen bewegungslos da, habe von Zeit zu Zeit aber auch heftige Anfälle von Fieberdelirien, während deren er alles mögliche durcheinander spreche.

„Können Sie mir vielleicht etwas von dem wiederholen, was er in solchen Momenten gesagt hat?" fragte Rudolf. „Erinnern Sie sich, daß er von einer Prozeßsache gesprochen oder einen Namen genannt hat?"

Die Wärterin schüttelte den Kopf. „Ich habe mir längst abgewöhnt, auf das Phantasieren meiner Patienten zu hören," meinte sie. „Es sind ja doch fast immer nur unsinnige und zusammenhanglose Worte."

So war denn seine Reise nach Berlin offenbar ganz zwecklos gewesen. Man nahm es in Herberts Umgebung mit den ärztlichen Weisungen sehr genau und gestattete ihm nicht, auch nur einen Blick auf seinen unglücklichen Freund zu werfen. Im Bureau aber vermochte man ihm natürlich keine Auskunft zu geben, die von irgendwelchem Wert für ihn gewesen wäre. Der Bureauvorsteher war selbst ebenso ratlos wie der junge Assessor, den Herbert während seiner Abwesenheit als Vertreter bestellt hatte. Die Anweisungen, die

Rinckleben auf Grund seiner reichen Erfahrungen in dieser oder jener Prozeßangelegenheit zu geben vermochte, waren seiner eigenen Überzeugung nach der einzige Nutzen seiner Anwesenheit.

Trotzdem war er entschlossen, vorläufig zu bleiben, so lange wenigstens, bis die von dem Arzte erwartete entscheidende Wendung eingetreten sein würde. Er telegraphierte an Dagmar, daß Herberts Zustand besorgniserregend, aber noch nicht absolut hoffnungslos sei, und verbrachte sowohl diesen als auch den folgenden Tag, während deren der Zustand des Patienten fast unverändert blieb, ohne Unterbrechung in der Wohnung des Freundes.

Die einlaufenden Briefschaften wurden, soweit ihnen ein geschäftlicher oder amtlicher Charakter anzusehen war, der von Herbert erteilten Weisung gemäß von dem Assessor geöffnet. Solche Eingänge aber, die privater Natur zu sein schienen, blieben unerbrochen liegen.

Unter ihnen befand sich auch ein am Morgen des zweiten Tages eingelaufenes Telegramm, das der Bureauvorsteher aus einem nur ihm selber bekannten Grunde als zur Privatkorrespondenz seines Chefs gehörig ansah. Er hatte es auf den Stoß von Briefen gelegt, denen sich fast mit jeder Post weitere zugesellten, und niemand kam es in den Sinn, sich um das zusammengefaltete Blatt mit dem kleinen blauen Papiersiegel zu kümmern. Es lag schon seit mehreren Stunden auf seinem Platze, als Rinckleben an den Tisch trat und seine Augen zufällig gerade auf dieser Depesche ruhen ließ. Nicht, weil er ihr irgendwelche besondere Bedeutung beimaß, sondern rein mechanisch nahm er sie auf und betrachtete sie von allen Seiten. Dabei erregte die sonderbare Form der Adresse seine Aufmerk-

samkeit. Er sah erst jetzt, daß das Telegramm nicht nach Berlin, sondern nach dem Nordseebade adressiert und von dort aus hierher nachgesandt war. Dieser an und für sich so bedeutungslose Umstand, der weder dem Bureauvorsteher noch dem Assessor aufgefallen war, machte ihn stutzig. Allerdings erschien er ja als eine Bestätigung dafür, daß es sich in der Depesche um eine Mitteilung privater Natur handle, aber diese Mitteilung konnte möglicherweise im Zusammenhang stehen mit den Ereignissen, die sich im Bade abgespielt hatten, und vielleicht sogar mit jener geheimnisvollen Abreise Herberts, an deren Fortsetzung er augenscheinlich nur durch seine schwere Erkrankung gehindert worden war. Eine Weile noch zögerte er, sich der Verletzung des Briefgeheimnisses schuldig zu machen, die ein Erbrechen des Telegramms vor seinem juristischen Gewissen darstellte. Dann aber löste er mit einer raschen Bewegung den Verschluß und entfaltete das Blatt.

Die Depesche stammte aus einer größeren Station in der Schweiz, und ihr Inhalt lautete:

„Schneider Emil Fischer aus Halle, durch Überfahren tödlich verletzt, verlangt Sie dringend zu sprechen. Eile nötig.

Krankenhausverwaltung."

Verständnislos überlas Rinckleben die seltsame Mitteilung zum zweiten und zum dritten Male.

„Kennen Sie einen Schneider Emil Fischer aus Halle?" wandte er sich an den Bureauvorsteher. „Gehört er vielleicht zu den Mandanten meines Kollegen?"

Der Gefragte verneinte. „Wir haben verschiedene Fischer, Herr Rechtsanwalt, aber keinen der Schneider ist oder mit Vornamen Emil heißt."

„Sonderbar! Und doch muß es sich um etwas

Wichtiges handeln, wenn der Mann auf seinem Sterbebette den Wunsch nach einer Unterredung mit Vollmar hat, und wenn er nicht Bedenken trägt, ihn zu diesem Zwecke von Berlin nach der Schweiz zu rufen."

„Vielleicht ist es nur die tolle Idee eines in den letzten Delirien liegenden Todeskandidaten," meinte der Assessor, der die Depesche inzwischen ebenfalls gelesen hatte. „Jedenfalls wird ja sein Wunsch unerfüllt bleiben müssen."

Rinckleben sagte nichts weiter, aber er faltete mit sehr nachdenklicher Miene das Telegramm wieder zusammen und steckte es in seine Brusttasche. Ein paar Minuten lang stand er schweigend am Fenster, dann wandte er sich plötzlich gegen einen der Schreiber.

„Geben Sie mir das Kursbuch und telephonieren Sie, bitte, in meine Wohnung, mein Diener solle die Handtasche fertig machen. Er soll nur das Notwendigste einpacken, können Sie ihm sagen. Ich gedenke nicht lange fort zu bleiben."

Niemand kam es in den Sinn, daß der Rechtsanwalt die Absicht haben könnte, an Stelle des Gerufenen nach der Schweiz an das Sterbelager des überfahrenen Schneiders zu eilen, allein Rinckleben erklärte nach kurzem Blättern im Kursbuch so gleichmütig, als ob es sich um etwas ganz Selbstverständliches handle: „Ich fahre also nach der Schweiz. Wenn einer von den jungen Leuten die Freundlichkeit hat, mir eine Droschke zu holen, werde ich selbst auf dem Umwege über meine Wohnung den Wiener Expreßzug noch rechtzeitig erreichen."

— — — — — — — — — — — —

Es war mitten in der Nacht, als Rinckleben die Glocke am Eingangstor des Krankenhauses in Bewegung setzte. Eine Pflegerin im Ordenskleid tat ihm

auf und fragte nach seinem Begehr. Ohne seinen Namen zu nennen, zeigte er ihr das an Herbert Vollmar gerichtete Telegramm.

„Hoffentlich komme ich nicht zu spät," sagte er, „der Mann, in dessen Namen diese Depesche abgeschickt wurde, ist doch nicht inzwischen gestorben?"

„Vor einer Stunde wenigstens war er noch am Leben, und ich würde es wissen, wenn er seither verschieden wäre. Aber ich weiß nicht, ob Sie ihn jetzt werden sprechen können. Bitte — treten Sie ein, bis ich mich erkundigt habe."

Rinckleben leistete der Aufforderung Folge, und nach Verlauf einiger Minuten kehrte die Schwester zurück.

„Es wird bald mit ihm zu Ende gehen," sagte sie in der milden Art, die diesen an den Anblick menschlichen Elends gewöhnten Samariterinnen eigentümlich ist. „Wollen Sie mir folgen."

Sie geleitete ihn an das Bett eines Menschen, von dem vor weißen Verbänden nichts anderes zu sehen war als zwei tief in ihren Höhlen liegende Augen, über die sich schon die Schleier des Todes gelegt zu haben schienen.

Als Rinckleben sich über den Kranken herabneigte, flüsterte dieser: „Was wollen Sie? Sie sind nicht Vollmar."

„Nein, ich bin es nicht, aber ich bin statt seiner gekommen, da er durch schwere Krankheit verhindert war. Was Sie ihm sagen wollten, dürfen Sie getrost auch mir anvertrauen."

Der Leidende schloß die Augen und blieb eine lange Weile ganz regungslos.

Die Schwester, die bei Rincklebens Eintritt am Fußende des Bettes gestanden, winkte ihm mit den Augen, ihr an die andere Seite des Zimmers zu folgen. Dort

sagte sie leise: „Ich glaube, der Unglückliche ist nicht mehr im vollen Besitz seiner Geisteskräfte. Er quält sich schon seit geraumer Zeit mit einem Bekenntnis, das ihm offenbar schwer auf dem Herzen liegt. Aber seine Gedanken scheinen sich zu verwirren, denn er sagte, daß er nicht Emil Fischer, sondern ein Referendar Paul Keilig sei, und daß er die Flucht ergriffen habe, weil man ihn wegen eines Mordes verfolge. Auch von einer gestohlenen Brieftasche und von einem gefälschten Wechsel hat er in wirrem Durcheinander gesprochen. Aber vielleicht finden Sie den Schlüssel zu all diesen Dingen."

Wenn ihn nicht der Ernst des Ortes und die düstere Majestät des Todes, der auf der Schwelle dieses Zimmers stand, daran gehindert hätten, so würde Rinckleben mit einem Ausruf der Freude ihre Frage bejaht haben. Denn nun zweifelte er nicht mehr, daß er hier vor der Lösung des Geheimnisses stand, das ihm Herbert Vollmar um seiner Anwaltsehre willen nicht hatte offenbaren dürfen.

„Schaffen Sie so schnell als möglich etwas Schreibgerät zur Stelle," sagte er zu der Schwester, „und noch irgend einen Zeugen — einen Arzt oder wer es sonst sei."

Dann kehrte er an Paul Keiligs Lager zurück und brachte seinen Mund dem Ohr des Sterbenden ganz nahe. „Sie haben den Privatier Holnstein erstochen — nicht wahr? Und Sie haben Vollmar gerufen, weil Sie Ihr Gewissen erleichtern wollten, ehe Sie vor den höchsten Richter treten?"

Langsam hoben sich die Lider des Verunglückten. „Ihm habe ich es ja schon gesagt," brachte er mit Anstrengung heraus. „Ich wollte ihn jetzt nur von seiner Schweigepflicht entbinden."

„Aber Sie hören doch, daß er schwer krank ist, daß er vielleicht sterben wird, ehe er irgend jemand Mitteilung machen könnte von dem, was er weiß. Darum müssen Sie es mir noch einmal sagen. Ich kann es Ihnen nicht erlassen.“

Der Sterbende raffte sich zu einer Wiederholung seines Geständnisses auf. Sie war minder anschaulich und ausführlich als die Schilderung, die er Herbert Vollmar gegeben, aber Rinckleben besaß juristischen Scharfsinn genug, um die fehlenden Glieder zu ergänzen und durch rasche Fragen die Lücken in dem Bericht des Unglücklichen auszufüllen.

Wiederholt zwar mußte Keilig seine Beichte unterbrechen, weil seine Kraft ihn zu verlassen drohte, aber der Arzt, der sogleich die ganze Bedeutung der Situation begriffen hatte, regte durch ein stimulierendes Mittel die schwindenden Lebensgeister des jungen Mannes so weit an, daß er wirklich bis an das Ende seiner Erzählung kam. Nur einige unwesentliche Fragen noch waren es, auf die Rinckleben ohne Antwort blieb, weil der Referendar in einen Zustand tiefer Bewußtlosigkeit gefallen war, aus dem es, wie der Arzt dem Rechtsanwalt durch ein Zeichen andeutete, kein Erwachen mehr für ihn geben würde.

Rinckleben ließ das von ihm niedergeschriebene, unter so seltsamen Verhältnissen entstandene Protokoll von den anwesenden Zeugen unterzeichnen und verließ nach einem letzten mitleidigen Blick auf den Sterbenden das Gemach, um mit dem nächsten Zug die Heimfahrt anzutreten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Aufklärungen, die Rinckleben dem Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter von seiner Reise mit-

brachte, machten es zu einer wenig schwierigen Aufgabe, das Dunkel, das bis zu diesem Tage über dem Verbrechen in der Villa Rothe gelegen hatte, zu lichten. Die Richtigkeit der von dem Sterbenden gemachten Angaben ließ sich unschwer erweisen. Der unselige Wechsel, der alles verschuldet hatte, fand sich unter den vom Gericht beschlagnahmten Papieren Bendheims. Doktor Cordes, dem er zur Prüfung vorgelegt wurde, erklärte ohne weiteres, daß seine Namensunterschrift gefälscht sei. Damit schien auch die Glaubwürdigkeit aller übrigen Aussagen Keiligs hinlänglich erwiesen. Daß von den Bewohnern der Villa Rothe weder sein Kommen noch sein Gehen bemerkt worden war, konnte diese Glaubwürdigkeit nicht erschüttern. Denn auf ernstliches und eindringliches Befragen mußten die Dienstboten zugeben, daß sie gerade um diese Zeit stark beschäftigt gewesen seien und daß ihnen deshalb der Eintritt eines Fremden recht wohl hatte entgehen können.

Ein noch überzeugenderes Beweismoment aber bildete der Umstand, daß man bei einer Untersuchung der von dem Referendar in seinem Hotel zurückgelassenen Garderobe einen mit Blutflecken bedeckten Anzug fand. Die chemische Analyse ließ keinen Zweifel, daß es sich um Menschenblut handle, und so war gewissermaßen das letzte Glied in der Beweiskette geschlossen.

Unmittelbar nach der Vernehmung des Doktor Cordes schon hatte der Untersuchungsrichter Dagmar vorführen lassen, um ihr ihre Haftentlassung anzukündigen. Sie war bei dieser unerwarteten Mitteilung in heftiges Schluchzen ausgebrochen, und es hatte den Landgerichtsrat nicht geringe Mühe gekostet, sie zu beruhigen. Aber sie wiederholte jetzt nicht mehr, daß sie sich davor fürchte, zu den Menschen zurückzukehren, denn sie hatte seit der Stunde, da ihr die Mitteilung von

Herberts schwerer Erkrankung geworden war, keinen heißeren und sehnlicheren Wunsch gehabt als den, ihr Gefängnis wenigstens auf einen einzigen Tag verlassen zu dürfen, um ihn noch einmal zu sehen.

So schnell, wie sie es angesichts der überraschenden Wendung in ihrem Geschick gehofft haben mochte, ließ sich ihr Wunsch nun allerdings nicht erfüllen. Rudolf v. Rinckleben, der sie im Sprechzimmer erwartete und ihr ohne ein Wort des Glückwunsches, aber mit einem Blick, der beredter war als Worte, die Hand drückte, mußte ihr mitteilen, daß sie vorläufig noch nicht daran denken dürfe, Herbert zu besuchen. Nach einem eben eingetroffenen Telegramm des Assessors hatten sich zwar heute gewisse Symptome gezeigt, die auf eine glückliche Wendung hoffen ließen, aber der Zustand des Patienten mußte, wie der Absender des Telegramms vorsichtig hinzufügte, noch immer für bedenklich gelten.

„Seien Sie tapfer und getrost, Fräulein Dagmar," beschwichtigte Rinckleben die Weinende. „Ich habe mein Leben lang nicht zu den Leuten gehört, die ein blindes Vertrauen in die Gerechtigkeit des Schicksals setzen, in jene Gerechtigkeit wenigstens, die unseren kurzsichtigen menschlichen Begriffen entspricht, in diesem Falle aber habe ich das unerschütterliche Vertrauen, daß sich alles zum Guten wenden werde. Gedulden Sie sich nur noch für eine kurze Frist. Was ein aufrichtiger Freund tun kann, um Ihnen über diese letzte Prüfungszeit hinwegzuhelfen, das soll gewiß geschehen."

Er veranlaßte sie, am nächsten Tage mit ihm nach Berlin zu fahren, wo er sie in einem angesehenen Pensionat unterbrachte, mit ritterlichem Zartgefühl darauf bedacht, sie seine Fürsorge so wenig als möglich merken und als eine Wohltat empfinden zu lassen. Er selbst verbrachte beinahe wieder alle Stunden des Tages in

Herberts Wohnung, und schon achtundvierzig Stunden später hatte er die freudige Genugtuung, aus dem Munde des Arztes zu erfahren, daß jetzt an dem Beginn einer Besserung im Befinden seines Freundes kaum mehr zu zweifeln sei.

Und wieder nach einer Woche durfte er, nachdem er schon wiederholt das Krankenzimmer betreten und einige ermutigende Worte mit dem Genesenden gewechselt hatte, endlich wagen, ihm über die Ereignisse, die sich seit seiner Erkrankung zugetragen, ausführlichen und vollständigen Bericht zu erstatten. Vielleicht hätte ihm der Arzt dazu auch jetzt noch nicht seine Erlaubnis gegeben, aber Rinckleben hatte sich in der Annahme, daß eine Glücksbotschaft selten von nachteiliger Wirkung auf einen Genesenden sei, nicht betrogen. Er verstand es aber auch, seine Mitteilungen im wahren Sinne des Wortes zu einer Glücksbotschaft zu machen. Denn er sprach ihm nicht nur von dem Geständnis des Referendars und von Dagmars Rechtfertigung, sondern auch von dem, was sie ihm in jener Stunde der Verzweiflung anvertraut, da sie den geliebten Mann auf dem Sterbebette geglaubt hatte.

„Ich denke, mein Lieber," fügte er, seine eigene Rührung nur mit Mühe bezwingend, hinzu, „jetzt kannst du ihr verzeihen. Ihre Buße war wohl härter als ihr Vergehen."

„Verzeihen? Ich?" flüsterte Herbert. „Was hätte ich ihr zu vergeben? Sie aber — wenn sie erfährt, daß ich sie mit einem Wort hätte befreien können und daß ich es nicht getan — muß sie mich nicht verabscheuen? Kann sie nach diesem noch an meine Liebe glauben?"

„Darum wirst du sie freilich wohl selbst befragen müssen, falls du es nicht vorziehst, ihr diesen Zwiespalt deines Ehrgefühls und deines Herzens zu verschweigen.

Von mir, dessen darfst du gewiß sein — von mir wird sie nichts davon erfahren."

Herbert schüttelte entschieden ablehnend den Kopf. „Sie muß es wissen. Nur wenn sie mir verzeihen kann, darf ich das Geschenk ihrer Liebe annehmen."

Er blieb bei diesem Entschluß. In jener von beiden gleich heiß und inbrünstig herbeigesehnten Stunde, da Dagmar, von Rinckleben geführt, in sein Zimmer trat, gab es ein rückhaltloses Gestehen alles dessen, was eines dem anderen bisher noch verhehlt. Herbert machte seine Schuld nicht geringer, als sie es seinem jetzigen Empfinden nach gewesen war.

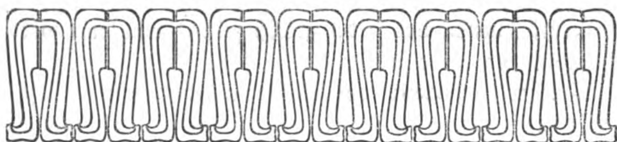
Er fand nicht einmal die rechten Worte für die Schilderung der Qualen, die er unter dem Druck der grausamen Notwendigkeit erduldet hatte. Sie aber hörte das alles aus dem Klang seiner Stimme und las es von dem Zucken seiner Lippen. Und als er mit versagender Stimme fragte: „Nicht wahr, das kannst du mir nimmermehr vergeben —" da neigte sie sich mit jenem süßen, bezaubernden Lächeln, dessen er kein anderes Menschenantlitz fähig glaubte als das ihre, über ihn hinab.

Indem ihre Lippen leise wie ein Hauch die seinen berührten, flüsterte sie: „Herbert — mein über alles geliebter Herbert!"

Jauchzend schlang der Genesende seinen Arm um ihren Nacken. Aber als er sich dann nach dem Freunde umsah, den er vorhin ausdrücklich gebeten hate, seiner Unterredung mit Dagmar beizuwohnen, fand er ihn nicht mehr im Zimmer.

Ende.





Schiffbruch.

Roman von Henriette v. Meerheimb.



Erstes Kapitel.

Das deutsche Geschwader lief in den englischen Kanal ein. Die graugrünen, schaumigen Wogen der Nordsee hatten die mächtigen Panzerschiffe in der vorigen Nacht tüchtig gewaschen. „Grobe See“ nennt das die Seemannssprache.

Jetzt war die Gefahr der Ansteuerung in Dunkelheit und Sturm überwunden. An dem weiß brandenden Riff von Godwin Sand entlang hielten die Schiffe mit südlichem Kurs in das freie Fahrwasser.

Hell leuchteten die weißen Kreidefelsen von South Foreland im Strahl der Morgensonne.

Zwischen die steile Küste und die schimmernde Fläche des Godwin Sands schoben sich tiefblau die Downs. In ihrem klaren Wasser glänzte der Widerschein der Häuser von Deal, Walmer und St. Margaret. Hoch oben auf South Foreland säumte üppiges Grün den Rand der Kreidefelsen. Ein großes Lager blendend weißer Zelte breitete sich auf der grünen Hochfläche aus.

Eine kühle, frische Brise wehte dem Geschwader aus dem Kanal entgegen.

In Doppelkiellinie formiert dampften die Schiffe, breite Schaumstreifen hinter sich lassend, durch die blaue Flut. Vom Kreuztopp*) des vordersten Schiffes wehte die Flagge des Geschwaderchefs, das eiserne Kreuz in weißem Felde. Lustig flatterten die Flaggen und Wimpel in bunter Folge hoch oben an der Rahe.

Durch Flaggensignale leitete der Admiral die Bewegungen des Geschwaders. Diese stumme Sprache des Chefs war so verständlich und sicher wie Rede und Antwort. Rechts hinter dem Flaggschiff steuerte das mächtige Panzerschiff, im Kielwasser desselben die beiden Avisos.

An Bord des Flaggschiffes herrschte das rege Treiben des Frühdienstes. Das Deck wurde gewaschen, Geschütze und Handwaffen gereinigt.

Um die Panzerbrecher gruppierten sich die Geschützmannschaften in fleißiger Arbeit. Die schlanken, jugendlichen Gestalten der Matrosen in ihren lockeren, dunkelblauen Jacken boten einen hübschen Anblick. Die goldenen Litzen und Tressen auf den Uniformen der Offiziere blitzten im Sonnenschein; all die jungen und alten wettergebräunten Gesichter trugen den Ausdruck siegessicherer Erwartung. Das deutsche Geschwader sollte in dieser bevorstehenden Mittelmeerfahrt die Gleichwertigkeit der jungen deutschen Marine mit den Leistungen alter, seegewöhnter Nationen beweisen.

Auf der breiten Kommandobrücke stand der wachhabende Offizier, Kapitänleutnant Kurt v. Hollen. Seine kräftige Gestalt stramm aufgerichtet, das von einem kurz verschnittenen Bart umrahmte Gesicht sonnen-

*) Spitze des hintersten Mastes.

braun, die klarblauen Augen aufmerksam ins Weite spähend. Seine breite Brust dehnte sich in tiefen Atemzügen.

Der Wind rüttelte an der Flaggenstange, fuhr in kurzen Stößen über das aufrauschende Wasser. Spritzwellen sprühten Schaum und Gischt über das Deck. Auf den Wogenkämmen schaukelten Möwen. Das schimmernde Gefieder glänzte silberweiß im Sonnenschein.

Über die strahlenden Augen des Offiziers legte sich eine leichte Wolke. Möwen!

Die schwirrten im Kieler Hafen scharenweise umher; sie suchten nach den Abfällen, die ihnen von den Schiffen aus reichlich zugeworfen wurden. Weil man sie so viel fütterte, wurden sie ganz zahm. In der Düsternbrookallee die kleine, zierliche Villa mit dem weinumrankten Balkon kannten sie gut.

Eine schlanke Frau mit stolz getragenem Kopf und nußbraunen Augen warf ihnen oft Brotstückchen zu. Die Möwen fingen sie geschickt im Fluge. Der lang aufgeschossene, hübsche Junge, der sich an die Mutter drängte, rief laut: „Bravo!“ und das blonde, reizende Mädchengesicht, das ihnen über die Schulter sah, lachte lustig mit. Ein hübsches Bild, die drei. . . .

Ein Seufzer der Sehnsucht kam über die Lippen des Offiziers.

Seine Frau, sein Sohn und seine junge, früh verwaiste Stiefschwester, die bei ihm lebte — dies „Dreigestirn“, wie er sie scherzend nannte, hatte er in Kiel zurückgelassen.

Ellen war eine tapfere Seele. Mit einer zärtlichen Umarmung, in den strahlenden Augen schon ein Glanz der Wiedersehensfreude, war sie von ihm geschieden, und so muß es sein bei einer echten Seemannsfrau.

Sie war so stolz auf ihn, so ehrgeizig für ihn! An diese Mittelmeerfahrt knüpften sich viele Hoffnungen. Lief sie gut ab, so konnte es an Auszeichnungen und Beförderungen für die Beteiligten nicht fehlen. Und er mußte unbedingt rasch vorwärts kommen, denn ihr kleines Vermögen schmolz mit jedem Jahre mehr zusammen. Ottos Erziehung wurde immer kostspieliger, die Zinseneinnahmen geringer. War er aber erst Korvettenkapitän, so hatten die pekuniären Sorgen ein Ende. Dann konnte er auch Astas glühenden Wunsch erfüllen, sie zur Konzertsängerin ausbilden lassen. Der Unterricht in Kiel genügte ihr längst nicht mehr. Sie wollte an einem Konservatorium Musik studieren, ungehindert ihrer Kunst leben. Er und Ellen rieten vergebens ab. Es erschien ihnen leichtsinnig, das junge, schöne Mädchen diesen gefahrvollen Weg gehen zu lassen. Aber wie sollten sie es ändern? Vorläufig stand Asta noch unter brüderlicher Vormundschaft; aber in wenigen Jahren konnte sie ungehindert ihren Neigungen folgen. Da war es also besser, ihr schon jetzt hilfreich die Hand zu reichen, statt ihren Widerspruch zu reizen.

Viel lieber hätte er sie ohne Stürme in den Hafen der Ehe einlaufen sehen. Sein junger Kamerad und Freund William v. Normann, Oberleutnant zur See, der gleich ihm diese Probefahrt mitmachte, bewarb sich um Asta; aber dieser geniale kleine Querkopf wollte vorläufig nichts von Liebe und Heirat wissen. Sie schüttelte sich vor Entsetzen, wenn man ihr davon sprach. Die Kunst — die Kunst, das war ihr das einzig erstrebenswerte Ziel. Normann ließ die Hoffnung aber nicht sinken, Astas Herz dennoch zu erobern. Hollen glaubte nicht recht daran, er hielt es mit Shakespeare: „Wer liebte je, der nicht beim ersten Anblick liebte?“ So hatten er und Ellen es gemacht. Eine törichte

Liebesheirat nannte es die Welt, jedenfalls eine Heirat, die nur gut ausschlagen konnte, wenn er Karriere machte. Nun, warum sollte ihm das nicht glücken? Hing er doch mit Leib und Seele an seinem Beruf — der Admiral wollte ihm wohl, also —

Der nachdenkliche Ausdruck in den Zügen des Kapitänleutnants verschwand plötzlich. Wie ein Ruck ging es durch seine Gestalt, jeder Muskel straffte sich. In die großen, sehnsüchtig ins Weite gerichteten Augen trat der starre, gespannte Blick höchster Aufmerksamkeit.

Eine norwegische Bark kreuzte von der englischen Küste her den Kanal und wollte augenscheinlich rechtwinklig zum Kurse des Geschwaders vor dem Bug das Flaggschiff passieren. Letzteres mußte ausweichen. Das für die Wirkung des Ruders sehr empfindliche Schiff folgte schon einer geringen Drehung des Ruders nach Steuerbord oder Backbord. Kräftiges Ruderlegen aber gab dem Schiff einen solchen Schwung, daß es mit dem Handdrücker sehr schwer war, durch Legen desselben in entgegengesetzter Richtung die Drehung zum Stehen zu bringen.

„Ruder Steuerbord!" erscholl das Kommando des wachhabenden Offiziers. Hollens Stimme klang heiser vor Aufregung.

War der Befehl nicht verstanden worden?

Noch einmal rief er: „Ruder Steuerbord!" — diesmal laut und gellend.

Die Mannschaft am Ruder griff heftig in die Speichen. Mit Wucht begann das Schiff nach rechts zu drehen. Bald war die Bark voraus und damit der Zweck des Manövers erreicht.

Hollens Brust hob sich wie befreit von einer Zentnerlast.

Aber was war das? Immer weiter, immer heftiger

drehte sich der Rammbug. Wie der Kreis eines Karussells flogen die Bark und andere an Steuerbord segelnde Schiffe von rechts nach links am Bug des drehenden Schiffes vorüber. Schon richtete es sich auf den Strand zu, und noch immer wollte die wahnsinnig schnelle Schwingung nach rechts nicht zum Stehen kommen.

„Hart Backbord das Ruder — Maschine Volldampf rückwärts!"

Gellend schrillte der Maschinentelegraph durch die lautlose Stille im Schiff.

Erst langsam keuchend — dann schnell und schneller drehten die gewaltigen Kurbeln die Schraubenwelle in entgegengesetzter Richtung. Mit höchster Anstrengung zwangen die Fäuste der Mannschaft am Ruder das Steuer in die entgegengesetzte Lage. Aber unwiderstehlich, mit verhängnisvoller Wucht, riß das Bewegungsmoment des Schiffes die hemmende Schraube und das Ruder vorwärts schwingend durch das Wasser.

Die lebendige Kraft des Kolosses hatte den zwingenden Menschenwillen abgeschüttelt.

An Bord des rechts hinter dem Flaggschiff segelnden Panzers war die Gefahr der Lage erkannt worden. „Schotten schließen!" tönte das Kommando. Mit hart Steuerbord gelegenem Ruder und höchster Maschinenkraft suchte der Panzer den Abstand innezuhalten und vor dem auf ihn eindrehenden Flaggschiff vorbeizukommen.

Umsonst. Wie ein unabwendbares Verhängnis wuchs der gewaltige Rammbug an der Flanke seines Opfers ins Riesenhafte.

Lähmendes Entsetzen packte die Besatzung des verlorenen Schiffes. Langsam schob sich das Bugspriet des Flaggschiffes über das Oberdeck des Panzers. Knir-

schend, mit unwiderstehlicher Gewalt, drang der Sporn tief unter Wasser in die linke, ungeschützte Schiffsseite ein. Prasselnd stürzte das zersplitterte Vorgeschirr auf das Deck des Panzers, dessen Seitenboote zerschmetternd. Immer tiefer wurde das überrannte Schiff auf die Seite gedrängt.

Aber auch das Flaggschiff selbst wurde dadurch schwer beschädigt. Mit dröhnendem Getöse barst der ganze Panzerbug auseinander.

Dann glitt es vom getroffenen Panzerschiffe ab, tief, immer tiefer sank der geborstene Bug in das schäumende Wasser.

In den ersten Augenblicken dachte jeder einzelne nur an die Rettung des eigenen Schiffes. Das Wasser drang unaufhaltsam ein. Nur die eisernen Querschotten im Innern hielten das Schiff noch schwimmend. Die beiden vordersten Abteilungen waren aber bald gefüllt, in der dritten stand das Wasser schon über Mannshöhe.

„Stengen und Rahen zerschneiden!“ befahl der Kommandant des Flaggschiffs, Kapitän zur See Schliemann. „Gegen die eisernen Querwände stemmen!“

Hollen und alle übrigen Offiziere arbeiteten mit den Leuten gemeinschaftlich im verzweifelten Kampf gegen das stromweise hereinschießende Wasser. Dutzendweise wurden Hängematten in die klaffende Spalte getrieben, das mächtige Focksegel wie eine Schürze über den Bug gespannt.

In der Aufregung, das eigene Schiff zu retten, sah man zuerst nur flüchtig nach dem Panzerschiff hinüber.

Herr im Himmel! Das Schiff legt sich zum Kentern über!

Hollen warf einen entsetzten Blick auf den sinkenden Panzer. „Die Rettungsboote aussetzen!“ schrie er.

Ein mühsames Werk, denn das Flaggschiff schien selbst immer tiefer sinken zu wollen. . . .

Der Kommandant des Panzerschiffes verließ seinen Platz nicht. Er hoffte, daß es gelingen könnte, das schwer beschädigte Schiff auf den nahen Strand zu setzen. Die Maschine arbeitete mit höchster Kraft. Bis zuletzt tat das unrettbar im Maschinen- und Heizraum eingeschlossene Personal seine Pflicht. Nur wenige Augenblicke noch — dann mußte flaches Wasser erreicht sein!

Da brachen donnernd und polternd die Deckboote aus ihren Befestigungen und kollerten, alles mit sich fortreißend, nach Backbord ins Wasser. Das Schiff legte sich ganz auf die Seite. Noch wehte die Flagge über dem leicht bewegten Wasser. Aber plötzlich stieg der scharfe Rammbug hoch auf in die Luft. Der glänzend rote Schiffsleib bäumte sich in der blauen Flut . . . Dann ein Drehen — kieloben versank das stolze Schiff in die aufschäumende Tiefe. In dem kreiselnden, gurgelnden, mit Menschenleibern und Schiffstrümmern gefüllten Strudel rangen fünfhundert Menschen mit dem Tode.

Gute Schwimmer erreichten das in der Nähe treibende Flaggschiff. Schnell bemannte Rettungsboote kamen auf die Unglücksstelle zu. Entsetzliche Szenen spielten sich ab. Von allen Seiten wollten sich die Schwimmenden in die Boote schwingen. Um eine Überlastung zu hindern, mußte man viele hilflos versinken lassen.

— — — — — — — — — — — —

Fast stumpfsinnig vor Übermüdung standen die Offiziere des Flaggschiffs in kleinen Gruppen beisammen. Durch unausgesetzte Arbeit an den Pumpen gelang es, das Schiff über Wasser zu halten. Stunde auf Stunde strich hin, langsam wie das mühsam vorwärts kriechende

Schiff. Die fürchterliche Spannung des Tages hatte bisher keine Erörterung des Unglücks zugelassen. Erst jetzt tauchte die unablässig wiederkehrende Frage auf: „Wie konnte das geschehen?“

Der Kommandant, Kapitän Schliemann, ging mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen unruhig hin und her. Er war verantwortlich für das Unglück, das nur eine Kette unseliger Zufälligkeiten herbeigeführt haben konnte. Der Abstand zwischen den Schiffen war der vorschriftsmäßige gewesen. Das Kommando zum Ausweichen vor der kreuzenden Bark war erteilt worden. Aber das Manöver des Drehens schien überhastet ausgeführt worden zu sein. Sollte der wachhabende Offizier die kreuzende Bark nicht rechtzeitig gesehen, den Befehl zum Drehen etwas zu spät erteilt haben?

„Kapitänleutnant v. Hollen!“ rief der Kapitän zu der Gruppe von Offizieren gewendet.

Hollen kam sofort in dienstlicher Haltung auf seinen Vorgesetzten zu. Seine Augen lagen tief in den Höhlen. Das Gesicht war grauweiß, die Hände blutig gerissen von den spröden Tauen, der wahnsinnigen Anstrengung des Ruderns zum Bergen der Versinkenden.

„Sie waren wachhabender Offizier, Kapitänleutnant v. Hollen?“

Der Ton der Frage klang schon bei der Erwähnung dieser Tatsache wie ein Vorwurf.

„Zu Befehl, Herr Kapitän.“

„Warum gaben Sie den Befehl „Ruder Steuerbord“ so heftig? Jeder Befehl muß maßvoll, muß ruhig sein! Die Drehung wurde dadurch zu scharf.“

„Mein erstes Kommando war überhört worden.“

„Wie ist das möglich?“

„Ich erschrak, als ich die norwegische Bark in dem engen Fahrwasser unseren Kurs kreuzen sah. Meine

Stimme mag nicht laut genug gewesen sein. Darum gab ich den wiederholten Befehl schärfer."

„Sie erschraken? — Ein wachhabender Offizier hat nicht zu erschrecken! Kaltes Blut ist die erste Bedingung, die man an einen Marineoffizier stellt! Die Kommandos sollen deutlich und ruhig gegeben werden."

Eine noch tiefere Blässe überflog Hollens Gesicht. „Ich gab den Befehl, sobald ich sah, wie die Bark kreuzte," stieß er hervor.

„So sahen Sie das eben zu spät! Minuten, ja Sekunden können verhängnisvoll sein. Sie sehen ja, was aus Ihrem erst undeutlich, dann zu scharf gegebenen Befehl entstanden ist! Hunderte von Menschenleben — ein großes Schiff gänzlich verloren, das unsere furchtbar beschädigt!"

„Ich werde kriegsgerichtliche Untersuchung gegen mich beantragen," brauste Hollen auf.

Der Kapitän lachte bitter. „Diese Untersuchung bleibt uns allen nicht erspart. Glauben Sie denn, daß man Panzerschiffe in den Grund bohren läßt, ohne Rechenschaft dafür zu fordern? Ich will Ihnen wünschen, daß es Ihnen gelingt, sich von jedem Vorwurf zu reinigen. Ich danke."

Hollen ging auf seinen Posten zurück. Er knickte nicht zusammen, trotzdem die Vorwürfe mit zermalmender Wucht seine Seele trafen. Aber er zitterte vor Zorn und vor Erregung.

Dumpf hallten die Schläge der Pumpen durch das Schiff. Die Besatzung war auf dem Deck versammelt.

Hollen starrte mit leeren Blicken auf die im Abendsonnenschein purpurn und goldig schillernden Wellen. Er sah wieder die in verzweifelter Angst verzerrten Gesichter der mit dem Tode ringenden Mannschaft des untergesunkenen Schiffes. Er hörte die schrillen Ent-

setzensschreie, wenn die überlasteten Boote kenterten. Mit eigener Lebensgefahr hatte er geholfen, die Ertrinkenden zu bergen. Aber was bedeuteten die paar von ihm Geretteten gegen die Hunderte, die hilflos versanken?

Vielleicht hatten sie auch zu Hause Frau und Kinder oder eine alte Mutter, die mit zitternder Angst jeden Abend für sie betete.

Ein krampfhaftes, tränenloses Schluchzen schüttelte ihn plötzlich.

Der neben ihm stehende Offizier, Leutnant William v. Normann, sah ihn mitleidig an.

Hollen ergriff den Arm seines jungen Kameraden. „William, sag mir die Wahrheit! Bin ich schuld an dem Unglück?"

„Du? Wie kommst du auf die Idee?"

„Der Kapitän glaubt es."

Normann zuckte die Achseln. „Warum muß denn bei jedem Unglück durchaus jemand schuldig sein?"

Hollen legte die Hand an die Stirn. „Ich werde ganz irre an mir selber. Ich sah die Bark, gab sofort den Befehl. Meine Stimme versagte vielleicht — aber zwischen meinem ersten und meinem zweiten Kommando lagen nur Sekunden. Das kann nichts geschadet haben."

„Natürlich nicht. Das Manöver des Drehens wurde ja sofort ausgeführt."

„Aber zu scharf!"

„Das war eben ein Unglück."

„Nein, meine Schuld! So sagt der Kapitän."

„Nimm das nicht zu schwer. Der erste Ärger. Sie spielen alle um Kopf und Kragen — wenigstens um die Karriere bei dieser Katastrophe."

Hollen nickte vor sich hin. „Ich auch," sagte er dumpf.

„Ach bewahre.“

„Doch — doch. Wäre ich nur meiner selbst ganz sicher — — aber ich habe einen Zweifel, etwas, das mich nicht zur Ruhe kommen läßt.“

„Was denn?“

„Ich habe an meine Frau gedacht, an die Heimat. Die Möwen brachten mich darauf. So fliegen sie auch im Kieler Hafen um unser Haus. ... Ein wachhabender Offizier darf aber nicht träumen — auch nicht einen Augenblick.“

„Du sahst doch aber die Bark rechtzeitig. Du konntest ja nicht eher einen Befehl erteilen, ehe es nicht sicher war, welchen Kurs sie nahm.“

„Hab' ich nicht aber doch etwas versäumt? O, William — der Zweifel, der schreckliche Zweifel!“ Ein dumpfes Stöhnen kam aus seinem Munde. „Haben meine abirrenden Gedanken nicht doch vielleicht dies Gräßliche verschuldet? Ist das nicht denkbar? — Der Kapitän hat recht. Ich tauge wohl doch nicht dazu, ein Schiff zu kommandieren.“

„Deine Nerven sind überreizt, Hollen. Kein Wunder! Die Rettungsmedaille hast du verdient — weiter nichts.“

Hollen schüttelte den Kopf. „Das werd' ich nie wieder los — nie! Das frißt an mir immerdar. Wie sie um ihr Leben kämpften, all die wackeren Jungen! So nutzlos sind sie hingeopfert. Wofür?“

„Traurig — ja. Aber wo gehobelt wird, da fallen Späne. Marinedienst ist keine Lebensversicherung.“

„Du nimmst es sehr leicht.“

„Und du zu schwer.“

„Weil ich mich nicht ganz schuldlos fühle. Und war's auch nur ein Augenblick des Pflichtvergessens, eine flüchtige Gedankenabirrung — sie genügte vielleicht, um Hunderten das Leben, mir meine Karriere zu kosten.“

„Das sind krankhafte Einbildungen."

„Wer an krankhaften Einbildungen leidet, darf nie ein Schiff kommandieren."

„Kannst du denn die paar im Ärger hingesprochenen ungerechten Worte durchaus nicht vergessen?"

„Wenn ich genau wüßte, daß sie völlig unverdient sind, könnte ich sie überwinden — so nicht. Ich werde den Dienst quittieren, ob man mich frei oder schuldig spricht."

„Hollen, tue keinen unüberlegten Schritt! Denk an deine Frau, deinen Jungen und — an deine Schwester."

„Asta? Ja, die arme kleine Seele trifft es auch hart."

„Warum?"

„Sie wollte ihre Stimme ausbilden, Musik studieren, um später Konzertsängerin zu werden. Als Korvettenkapitän konnte ich ihr das Geld dazu geben."

„Nun, wenn aus diesem Plan nichts wird, so ist das kein großes Unglück." Ein erleichternder Atemzug hob die Brust des jungen Offiziers. Sein schön geschnittenes, etwas ernstes Gesicht leuchtete auf. „Hollen, das sind alles Hirngespinste. Schlag dir die trüben Gedanken aus dem Sinn."

Hollen antwortete nicht, denn eben kam Kapitän Schliemann von einem Inspizierungsrundgang zurück.

„Hält sich der Wasserstand?" rief er der im schärfsten Tempo pumpenden Mannschaft zu.

„Zu Befehl, Herr Kapitän, er hält sich."

Schliemann trat zu den beiden Offizieren. „Wenn der Seegang sich nicht mehrt, dann könnten wir Portsmouth erreichen," wandte sich der Kapitän an Normann. „Der englische Dampfer, der die Unglücksstelle kreuzte, hat die telegraphische Meldung nach Dover und an den Admiral in Portsmouth übernommen."

Sein finsterer Blick streifte die beiden Avisos, die zu Seiten des wracken Flaggschiffes fuhren, beide bereit, beim schnellen Sinken desselben die Besatzung aufzunehmen.

„Das ist eine traurige Fahrt!“ fuhr er fort. „Wie anders, als wir auszogen!“ Er senkte den Kopf, seine Zähne preßten sich in die weiß gewordene Oberlippe. Vor seinem Geist stieg der Morgen der Abfahrt auf. Die weite Fläche der Meeresbucht, die sich am Ende der Stadt zum Hafen abrundet, von zahllosen Fahrzeugen belebt. Kleine Dampfer schossen nach den Schiffswerften hinüber, Kähne mit rotbraunen Segeln kreuzten dazwischen. Am Ufer Kopf an Kopf eine ungeduldig wartende Menschenmenge. Militärmusik spielte fröhliche Weisen, Tausende schrieen „Hurra“, als das Flaggschiff des stolzen Geschwaders langsam davonfuhr. Welch eine Heimkehr stand ihm nun bevor!

„Wissen Sie, daß der Kommandant des gesunkenen Panzers ertrunken ist? Einer unserer Leute sagte es mir soeben. Schrecklich traurig! Er hat gerade kurz vor der Ausfahrt geheiratet. ... Mein Gott! Was ist Ihnen, Hollen?“

Normann und der Kapitän sprangen zu. Hollen schwankte. Er wäre vornüber gefallen, wenn sie ihn nicht aufgefangen hätten. Er war ohnmächtig geworden.

„Er hat sich jedenfalls beim Retten überangestrengt,“ meinte Normann. „Wir müssen ihn in die Kajüte schaffen.“

„Er war gewiß heute früh schon elend,“ sagte Schliemann nachdenklich.

„Das glaube ich nicht, Herr Kapitän,“ erwiderte Normann. „Hollen war bis jetzt ganz wohl. Diese Schwächeanwandlung ist ja sehr erklärlich nach den heutigen Vorgängen.“

Der Kapitän zuckte die Achseln. „Wir anderen sind doch nicht ohnmächtig geworden. Ich halte ihn für krank."

Der Schiffsarzt brachte Hollen bald zum Bewußtsein zurück. Er empfahl Ruhe und Schlaf. Auf keinen Fall dürfe der Kranke, dessen Nerven sehr gereizt schienen, Dienst tun.

Ruhe und Schlaf sind leicht verordnete Mittel! Ruhe — wenn die Pumpenstöße laut durch das ganze Schiff tönen, und jeder Stoß die Erinnerung an das Geschehene peinigend zurückbringt! Schlaf — mit den Bildern der ertrinkenden Kameraden vor Augen!

„Mir wäre besser, ich läge mit ihnen da unten auf dem Meeresgrund," murmelte Hollen vor sich hin. Er warf sich unruhig in seinem schmalen Bett herum.

Durch die kleinen Kajütenfenster schien der letzte Strahl der Abendsonne. Die Küstengebirge des Kaps kamen in Sicht. Die Bergrücken leuchteten in rosigem Schimmer. Die Schatten der Schluchten tönten sich ab vom zartesten Hellblau bis zum dunkelsten Violett. Darüber stand der blaßgrüne Abendhimmel, an dem goldumränderte Wolkenfetzen schwammen. Die dunkle Kanalflut mit dem schneeweiß brandenden Küstensaum floß mit der tiefblauen See zusammen. Es ging ins offene Meer hinein — in unbegrenzte Weiten.

Aber wie kläglich langsam schlich das wracke Schiff — taumelnd wie ein Schwerkranker fiel es von einer Seite auf die andere.

Hollen versank endlich in einen fieberischen Halbschlaf, aus dem ihn vor seiner Kajütentür gesprochene Worte weckten. Die metallisch klingende Stimme des einen Sprechers erkannte er sofort. Das mußte Kapitän Schliemann sein. Er lauschte.

„Wir haben einen Kranken an Bord, Herr Ad-

miral. Kapitänleutnant v. Hollen ist völlig zusammengebrochen."

„Der wachhabende Offizier?"

„Zu Befehl, Herr Admiral. Er war wohl heute früh schon leidend. Hätte er sich nur krank gemeldet!"

Die Antwort des Admirals konnte Hollen nicht verstehen, so angestrengt er auch lauschte. Das Blut sang in seinen Ohren. Dann vernahm er wieder ganz deutlich folgende Worte: „Es tut mir leid um ihn, denn er war ein sehr begabter Offizier. Am besten ist es, er nimmt sogleich Urlaub und reist von Portsmouth aus direkt nach Hause. Seine Krankheit erklärt alles. Bei der Marine kann man nur eine eisenfeste Gesundheit brauchen. Halten die Nerven nicht aus, so ist's eben vorbei."

„Eine Anstellung beim Marineamt oder im Ministerium könnte ich ihm schon verschaffen. Seine pekuniären Verhältnisse sind nicht die besten."

Das war wieder der Admiral. Hollen stützte sich auf seinen Ellbogen auf. Die Stimmen verklangen.

Die Pumpenstöße aber dröhnten immer noch. Er fühlte jeden Ruck schmerzhaft im Kopf. Er vergrub das Gesicht in den Kissen, um das eintönige Anklatschen der Wellen nicht mehr zu hören.

Seine letzte Fahrt also! Er sollte Urlaub nehmen. Er war krank, körperlich zusammengebrochen, vielleicht auch gemütskrank. Das erleichterte jedenfalls die Untersuchung. Auf ihm blieb die Schuld sitzen. Aber er sollte ein unschuldig Schuldiger sein, dann beging man keine Härte.

Krank — krank war er! Sie hatten ja recht. Von heute an würde er sicher krank sein — krank bleiben vor Heimweh nach den schwankenden Schiffsplanken, die er verlassen mußte, sehnsuchtskrank nach den un-

ermeßlichen Weiten des Horizonts, dem unberechenbaren, unvergeßlichen Meer mit seinem herben Atem.

Er fühlte nasse Tropfen von seinen Wangen auf die seufzend geöffneten Lippen rinnen. Die Wellen sprühten wohl salzige Schaumperlen durch die Fensterritzen in sein Gesicht. Oder waren es Tränen? Hatte er geweint um sein verlorenes Leben, seine vernichteten Hoffnungen?

Weinen? Ein Mann? Ein Offizier?

Aber er war ja krank. Kranken verzeiht man alles, auch wenn sie ihr Lebensschiff nicht steuern können und hinterher darüber weinen müssen.

— — — — — — — — — — — —

Am Frühmorgen des nächsten Tages leuchtete die Sonne freundlich über der tiefblauen, ruhigen See. Im schimmernden Frühlingsgrün prangten die Bergzüge der englischen Küste. Bald kam die Insel Wight in Sicht. Gegen zwei Uhr Nachmittags war der Hafen von Portsmouth erreicht.

Kapitänleutnant v. Hollen trat noch am selben Tage mit „Urlaub auf unbestimmte Zeit“ seine Heimreise nach Kiel an.

Niemand, der die zusammengesunkene Gestalt, das um Jahre gealterte Gesicht des Offiziers sah, zweifelte an seiner schweren Erkrankung, dem völligen Zusammenbruch der Nerven, der durch die entsetzliche Katastrophe nur allzu begreiflich schien.

Zweites Kapitel.

„Bitte, Asta, hör auf zu singen! Ich kann es heute nicht ertragen.“

Asta ließ die Hände von den Tasten gleiten. „Arme Ellen, wie bist du nervös!“

„Ja — diese Ungewißheit ist schrecklich. Jeder redet etwas anderes.“

„Und niemand weiß die Wahrheit?“

„Wenigstens nur die nackten Tatsachen, was die Depeschen meldeten. Die Verlustliste ist jetzt veröffentlicht worden. Zweihundertfünfundsiebzig Menschen sind ertrunken.“

„Die Ursache des Unglücks kennt keiner?“

„Nein — nur Mutmaßungen. Wer noch nie in einem Schiff saß, orakelt aber doch wie ein Sachverständiger. Man tadelt den Admiral, die Führung des Geschwaders, die Abstände seien zu klein gewesen, man habe es an Aufmerksamkeit fehlen lassen. Hinterher ist jeder sehr klug. Warum wohl Kurt gar nicht schreibt?“

Asta drehte sich auf dem Klavierstuhl um. „Er ist gewiß sehr niedergeschlagen. Vielleicht kommt er bald selbst. Die Mittelmeerfahrt wird ja nun doch wohl aufgegeben werden müssen.“

„Jedenfalls. Welch klägliches Ende!“ Ellen ließ den Vorhang über das Fenster fallen. Die Aussicht auf den Kieler Hafen, sonst ihre Freude, schien ihr wehe zu tun. „Unsere Hoffnungen auf Beförderung sind nun auch dahin.“ Mit einem Seufzer setzte sie sich an ihren Nähtisch und nahm die hingeworfene Arbeit wieder auf. Der Faden fuhr mit heftigem Ruck durch das weiße Zeug. Die Finger, die die Nadel führten, zuckten unruhig. Astas Gesicht wurde ernst. Sie klappte den Deckel des Flügels zu und nahm ihrer Schwägerin gegenüber Platz. Die Hände hinter dem von welligem, hellblondem Haar umkrausten Kopf gefaltet, sah sie vor sich nieder. Die langen, braunen Wimpern lagen wie Schatten auf den rosigen Wangen. Die Unterlippe wurde ungeduldig durch die Zähne gezogen, auf der weißen Stirn bildete sich eine unmutige Falte.

„Ellen, du weißt doch, wieviel für mich von Kurts Beförderung abhängt,“ stieß sie endlich hervor. „Er muß bald Korvettenkapitän werden — dann sollte ich ja in Berlin aufs Konservatorium.“

Ellen zuckte die Achseln. „Liebes Kind — das dauert jetzt noch lange. Nach dieser Katastrophe ist auf kein Avancement zu hoffen. Wir wollen froh sein, wenn es den Beteiligten nicht schadet. Du tätest gut daran, dich an den Gedanken zu gewöhnen, daß dein Wunsch noch hinausgeschoben werden muß, wenn er überhaupt je erfüllt wird.“

„Das kann ich nicht, Ellen.“ Astas Augen öffneten sich weit vor Schreck — große, graublaue Augen, die beständig Farbe und Ausdruck wechselten. „Ich muß mich ausbilden — jedes Jahr ist uneinbringlicher Zeitverlust.“

„Warum kannst du denn nicht zufrieden sein, für dich und uns zu musizieren?“

„Und in Gesellschaften nach dem Essen den satten, schläfrigen Gästen vorzusingen!“ fiel Asta bitter ein. „Danke bestens! Das Vergnügen habe ich zur Genüge genossen. Ich will nicht Dilettantin bleiben — ich will Künstlerin werden, will vor einem verständnisvollen Publikum singen. Durch Kenner Lob und Tadel lernen. — O, liebste Ellen, helft mir doch, seid barmherzig! Wenn du wüßtest, was ich leide! Aus dem Schlaf Nachts schreckt es mich — so viel schöne Zeit versäume ich. . . . Ich kann und will euch später alles ersetzen.“

„Liebe Asta, du verlangst Unmögliches.“ Ellens Stimme klang etwas scharf. Dieses Thema schien schon öfters und nicht immer in Liebe erörtert worden zu sein. „Wir können von meinem bißchen Vermögen nichts mehr ausgeben. Jeder Pfennig, den wir an Zinsen verlieren, fällt ins Gewicht, du mußt warten,

bis Kurt höheren Gehalt hat. Selbst dann ist es immer noch ein großes Opfer."

„Ich will nichts geschenkt — nur geliehen."

„Asta, der Verdienst einer Konzertsängerin ist sehr unsicher."

„Verlangst du vielleicht, daß ich Klavierstunden gebe? Für zwei Mark täglich unmusikalischen Bälgen Tonleitern einpauke?"

„Nein, Asta, ich sage nur, wir können beim besten Willen nichts von unserem Kapital hergeben. Es ist schon wenig genug."

„Wär' ich doch nicht so arm!" Asta stieß ihren Stuhl zurück. Sie lief im Zimmer auf und ab. Als sie an dem großen Wandspiegel zwischen den Fenstern vorbeikam, sah sie unwillkürlich hinein. Ein reizendes, zornrotes Gesicht, große, in Tränen funkelnde Augen sahen ihr aus dem Glas entgegen. Sie drohte dem hübschen Spiegelbild mit der Faust. „Wärst du doch häßlich, du ... häßlich wie die Nacht — und hättest dafür Geld. Es brauchte gar nicht viel zu sein, nur genug, um studieren zu können."

„Sei froh, daß der Wunsch unerfüllbar ist. Dein Gesicht ist deine beste Aussicht."

„Ach, du meinst, man wird nur applaudieren, weil ich hübsch bin?"

„Auch das — vor allem aber wirst du heiraten."

Asta hielt sich die Ohren zu. „Natürlich heiraten — ich wußte, daß das kommen würde. Das ist immer der Rettungsanker. Ich habe nun doch einmal keine Passion für Wickelkinder, Wäsche zählen und Küchendünste — das sind ja doch die Hauptvergnügen beim Heiraten!"

„Meinst du? Du sprichst wie der Blinde von der Farbe, Schäfchen."

Asta kniete neben der Schwägerin nieder. Ihre kleinen weißen Hände klammerten sich an Ellens Kleid. „Liebste Ellen, hilf mir! Wenn du zuredest, tut Kurt alles.“

Ellen machte ihr Kleid ungeduldig los. „Asta, das ist egoistisch von dir. Ich kann mein Kind nicht deinetwegen berauben. Wie sollen wir denn leben? Habe Geduld — warte ab!“

„Geduldig sein? Warten? Wie lange denn noch? Meine schönsten Jugendjahre werden hingehen in nutzlosem Warten.“

„So gib die Idee auf. Heirate Normann, der ist wohlhabend. Dann kannst du musizieren, so viel du willst.“

„Nein, ich muß ganz meiner Kunst leben. Wenn ich überhaupt jemals heirate, so könnte das nur ein Künstler sein, der mich versteht, mir weiterhilft.“

„Ach, Papperlapapp — Künstlerehen sind meist unglücklich. Du stößest dein Glück mutwillig zurück, wenn du Normann nicht erhörst. Was hast du eigentlich gegen ihn?“

„Gar nichts — darum will ich ihn eben nicht heiraten.“ Asta lachte plötzlich, trotzdem noch Tränen in ihren Augen standen. Die Spitze ihrer kleinen Zunge erschien blitzschnell zwischen den weißen Zähnen. „Einen Marineoffizier heiraten — ich! Das sollte mir einfallen! Ein gräßlicher Beruf. Nicht nur von der Laune ihrer Vorgesetzten, auch von Wind und Wetter sind sie abhängig. Und dann die langen Reisen. Dabei gehört ihnen die ganze Welt, ihren Frauen nur das Ofeneckchen zu Hause, wo sie still vor sich hin brüten dürfen, bis der Herr und Gebieter wiederkommt.“

„Das Wiedersehen ist um so schöner.“ Ellen faltete die Hände über der Arbeit. „Das entschädigt für die

lange Trennung — jedesmal fängt ein neuer Liebesfrühling an."

Ihre Blicke gingen in dem großen behaglichen Zimmer umher. Die ursprünglich einfache Einrichtung war durch seltene Waffen, Decken, Kunstgegenstände aller Art, die Hollen von seinen Reisen mitbrachte, verschönert.

Den schmalen Erker füllte eine hochgewachsene Phönixpalme aus. Unter dem Schutz der graziösen, federartigen Blattwedel saßen zwei kleine grüne Papageien.

„An allem hängt ein Stück Erinnerung," sagte Ellen leise vor sich hin.

Asta zuckte die Achseln. „Die hübschen Sachen sind ja ganz nett. Aber das Reinhalten, das Mottenausklopfen! Dann nehmen auch die vielen Decken und Teppiche den Klang fort beim Singen."

„Du beurteilst alles sehr einseitig von deinem Standpunkt aus, Asta."

„Es ist nun doch einmal der Brennpunkt aller meiner Gedanken."

„Bis du einmal etwas Besseres haben wirst, einen guten Mann — ein liebes Kind."

„Danke verbindlichst. Solch Pantoffel-Schlafrockglück ist nicht mein Fall. Ich will nur der Kunst leben. Mann und Kind stören dabei nur."

„Das ist überspannter Unsinn, mein liebes Herz. Du wirst noch einmal zur Vernunft kommen. Übrigens wird Otto gleich hier sein. Willst du Tee aufgießen, Asta?"

„Gern. Aber du mußt mir sagen, wann das Wasser kocht."

„Dann kann ich es auch selbst tun. Du bist doch gar zu unpraktisch."

Ellen warf ihre Arbeit hin. Sie ging an den Tisch, auf dem der blankgeputzte kupferne Kessel, japanische Tassen und Teller schon bereit standen.

„Siehst du's endlich ein, daß ich nicht heiraten darf!“ lachte Asta. „Ich kann kein Brot schneiden, keinen Strumpf stricken, weiß nicht, wann das Wasser kocht —“

„Deine gute Mutter hat dich freilich sehr verzogen.“

„Auf das arme Mütterchen lasse ich nichts kommen, Ellen. Die mochte freilich nicht schelten, wenn ich nichts anderes tat, als singen. Sie hörte gern zu.“

Ellen strich dem jungen Mädchen das lockige Haar aus der Stirn. Asta legte den Kopf an die Schulter der Schwägerin. Das Wasser summte im Teekessel. Der Dampf puffte in kleinen Wölkchen heraus.

„Etsch — es kocht ja längst. Und du tugendhafte Hausfrau merkst es nicht!“ Asta wollte sich totlachen, als das übersprudelnde Wasser das Tischtuch bespritzte, ehe Ellen schnell zugreifen konnte.

Sie waren beide noch eifrig beschäftigt, die gerösteten Semmelscheiben mit Butter und Marmelade zu bestreichen, denn Otto pflegte stets einen gehörigen Appetit aus der Schule mitzubringen, als die Klingel draußen wiederholt heftig anschlug.

„Das ist er.“ Ellen lächelte. „So zieht nur Otto an der Glocke.“

Auf dem Korridor hörte man jetzt einen Stoß Bücher mit lautem Krach auf den Tisch fallen, dann stürmte ein schlank aufgeschossener, etwa zwölfjähriger Junge ins Zimmer, die Schülermütze noch auf dem Kopf.

„Tag, Mutti — Tag Asta!“

„Hast du Spatzen unter dem Hut?“ fragte Asta.

„Wie heiß du bist, mein Junge.“ Ellen nahm ihm die Mütze ab. „Du glühst ja förmlich. Und es ist schon fünf Uhr vorbei. Hast du etwa nachsitzen müssen?“

„Nachsitzen! Wie ein Sextaner! Aber Mutti!" Otto fiel über die Butterschnitten her. „Ich habe nur erst noch ein paar Jungens verhauen."

„Weshalb denn?"

„Sie sagten so freche Sachen."

„Was sagten sie denn?"

„Die Schafsköpfe, diese Landratten!" fuhr Otto wütend auf. „Die wollen behaupten, unsere Marine tauge nichts, die könnte nicht einmal die Schiffe durch den Kanal bringen! Wie das wohl bei einem Kriege werden sollte! Der Admiral müßte den Abschied haben, die Offiziere müßten auf die Festung und noch mehr solchen Quatsch. Darum haben wir uns geprügelt."

„Wer denn alles?"

„Na, ich, der Neffe vom Admiral, noch so 'n paar von der Marine, wir waren allein gegen die Landratten."

„Hast du recht gemacht, Otto," lobte Asta.

„Tantel, du stehst auf seiten der Marine? Das ist ja ganz neu. Wenn's noch ein Künstler wäre mit langer Lockenmähne und hohem F dreimal durch Kopf und Hals gestrichen, den man angriffe — dann wär's was anderes."

„Dummer Junge!"

„Mutti, ist noch kein Brief von Vater da?"

„Nein, Otto."

„Vielleicht telegraphiert er, daß er selbst kommt. Man sagt ja, die ganze Besatzung käme nach Kiel zurück."

„Das glaube ich auch. Dann hören wir alles genau. Bis dahin müssen wir uns gedulden."

Otto rekelte sich in dem bequemen Stuhl. „Asta, sing etwas," bat er. Er bog den hübschen, braunlockigen Kopf an die Samtlehne zurück. „Aber ein forsches — ein echtes Seemannslied. Ich singe mit."

„Wenn du glaubst, daß das die Sache verschönt, Otto, dann los.“

Asta setzte sich an den Flügel. Ellen erhob keinen Einwand mehr. Ottos Wunsch genügte, sie ihre Nervosität vergessen zu lassen.

„Auf dem Meer bin ich geboren —“

Astas nicht allzu starke, aber klangvolle Mezzosopranstimme, in der Höhe silberhell wie Lerchenjubel, in der Tiefe weich und glockenklar, sang das frische Lied mit hinreißender Verve.

Ottos helle Knabenstimme fiel ab und zu mit ein, ja selbst Ellen summte leise mit.

„Auf dem Meer stirbt der Matros' —“

Otto war unermüdlich in neuen Forderungen. Asta mußte ein Lied nach dem anderen singen. Sogar Ellens unmusikalische Seele fand an diesen Duetten Genuß, ihr Ohr hörte aber immer nur die lustige Knabenstimme heraus.

Keines achtete darauf, daß unten ein Wagen vorfuhr, die Haustür ging, und gleich darauf die elektrische Klingel des Korridors schrillte.

Erst als sich Schritte der Tür des Zimmers näherten, hob Ellen den Kopf. „Vielleicht der Briefträger,“ dachte sie.

Die Tritte gingen an der Tür vorüber. Es war doch wohl nichts. Ellen beugte sich wieder über ihre Arbeit.

Nach einigen Minuten wurde die Tür geräuschlos aufgedrückt. Kurt v. Hollen stand auf der Schwelle. Mit einem Blick überflog er das Zimmer. Wie oft war es in der Ferne so vor seinen sehnsüchtigen Augen aufgestiegen ... Dort am Nähtisch Ellen, die ihren glänzend schwarzen Scheitel, ihr feingeschnittenes Profil

über die Näherei beugte; am Flügel Asta, den blonden Kopf mit den flimmernden Löckchen, die wie ein Heiligenschein um die weiße Stirn standen, etwas zurückgeworfen, die rosigen Lippen geöffnet, in dem reizenden Gesicht den Ausdruck der begeisterten Hingabe, des Aufgehens in der Musik; und da im bequemsten Stuhl der liebe, schlanke Junge, die Arme um die Kniee gelegt, leise den Oberkörper vornüber schaukelnd nach dem Takt der Musik.

Alle drei drehten der Tür halb den Rücken und sahen sich erst um, als Hollen das Zimmer völlig betrat. Ellen erblaßte vor Schreck. Sie warf die Arbeit hin und stürzte auf ihren Mann zu. Der Gesang brach jäh ab.

„Kurt — Vater . . .“

Die Stimmen klangen mehr erschrocken wie freudig überrascht. Im ersten Moment war die Bestürzung zu groß. Sein plötzliches Hereinkommen erschien ihnen fast unheimlich.

„Kurt, liebster Mann, warum hast du mir nicht geschrieben, daß du kommst?“

Ellen legte die Arme um den Hals ihres Mannes. Otto hängte sich an seinen Arm. Asta streichelte seinen Rock, da sie nichts anderes fassen konnte.

Hollen erwiderte die Liebkosungen nicht und setzte sich wie ermüdet in den tiefen Lehnstuhl, den Ellen ihm hinschob. Schlaff zusammengesunken, die Hände auf den Knieen gefaltet, saß er da. Die Züge geschärft, wachsgelb — die Augen lagen tief in den Höhlen. Er machte den Eindruck eines Menschen, der eine schwere Krankheit überstanden hat, oder in eine solche verfallen muß.

Die früher so gut sitzende Uniform schlotterte um die abgemagerte Gestalt. Die Knöpfe und Litzen waren blind, vom Regen verdorben und beschmutzt.

„Aber Vater!“ Otto legte seine Hand auf Hollens Arm. Seine Ungeduld und brennende Neugier ließ sich nicht zügeln. „Sag du uns doch, wie das Unglück geschah! Hier reden sie so viel durcheinander. Man weiß gar nicht, was man glauben soll.“

Hollen hob die geröteten Lider. In seine Augen trat der argwöhnische, lauernde Ausdruck eines gequälten, verfolgten Menschen. „Was sagt man denn?“ wandte er sich kurz an Otto.

Ellen machte dem Knaben ein Zeichen. „Laß den Vater in Ruh'. — Lieber Kurt, du mußt dich erst ausruhen. Willst du nicht lieber zu Bett gehen? In wenigen Minuten ist alles in Ordnung gebracht. Später erzählst du es uns.“

Hollen winkte ungeduldig mit der Hand. „Nein, er soll reden! — Was hast du also gehört, mein Junge?“

Otto wurde befangen unter dem unruhig forschenden Blick des Vaters. Er spielte verlegen mit den Quasten des Sessels. „Ach, man weiß gar nichts Bestimmtes. Jeder redet anders. Die meisten sagen, der Abstand zwischen dem Flaggschiff und dem Panzer sei nicht groß genug gewesen. Der Admiral sei schuld.“

„Das ist nicht wahr. Der vorgeschriebene Manöverabstand wurde richtig innegehalten, bis wir eben die Macht über unser Schiff verloren,“ antwortete Hollen fest.

„Andere meinen, ein Befehl sei mißverstanden worden. Statt auszuweichen sei das Flaggschiff gerade auf den Panzer zugesteuert.“

Hollen schüttelte den Kopf. „Auch das streift nur die Wahrheit.“

„Wie konnte denn aber solch Unglück passieren, Vater? Sag es doch! War jemand daran schuld?“

„Ja.“ Hollen stand auf. Seine Stimme nahm

einen seltsam harten Klang an. Seine Blicke schweiften von Astas sorglos lächelndem Gesicht zu Ellens etwas ängstlich gespannten Zügen. Nur Ottos fragend auf ihn gerichtete Augen vermied er. „Ja — einer war vielleicht schuld,“ wiederholte er langsam. „Der wachhabende Offizier des Flaggschiffes. Er sah die norwegische Bark, die unseren Kurs kreuzte. Das Flaggschiff mußte ausweichen. Er gab den Befehl, aber seine Stimme klang heiser. Man verstand ihn nicht. Das zweite Mal schrie er so scharf, daß die Mannschaft sich zu fest ins Ruder legte. Das Schiff drehte sich und drehte sich nach rechts. Es gab kein Stoppen. So rannte es den Panzer in Grund und Boden.“

„Wie entsetzlich! Der Unglückliche — ist er denn wirklich schuld?“ fragte Asta.

„Seine Vorgesetzten glauben es jedenfalls.“

„Und wer war der wachhabende Offizier, Vater?“ fragte Otto atemlos.

„Ich.“

Ellen legte die Hände still im Schoß zusammen. „Du — — Kurt! Das ist nicht wahr.“

„Ich war der wachhabende Offizier,“ wiederholte Hollen mit Nachdruck.

„Das wohl — aber du kannst nicht schuld an dem Unglück sein.“

„Warum nicht?“

„Weil dir keiner eine Pflichtverletzung zutrauen kann.“

„Meine Vorgesetzten tun das doch.“

„Die Untersuchung wird dich glänzend freisprechen.“ Ellens Ton klang gezwungen ruhig.

„Das warte ich nicht ab. Ich habe mein Abschiedsgesuch während der Rückreise geschrieben und abgeschickt. Es kann jetzt schon in den Händen des Admirals sein.“

„Kurt, das hast du wirklich getan? Wie konntest du?“ schrie Asta auf.

„Der Kommandant gab es mir deutlich genug zu verstehen, daß er mich nicht zur Weiterbeförderung eingeben könne. Das heißt so viel wie: scheren Sie sich zum Teufel — wir können Sie nicht mehr brauchen! — Das Wort ist ein moralischer Fußtritt. Das soll ich mir bieten lassen und demütig bitten, trotzdem weiterdienen zu dürfen? ... Niemals!“

„In der Aufregung des Augenblicks mag er sich zu den verletzenden Worten haben hinreißen lassen,“ beschwichtigte Ellen. „Der Admiral will dir wohl. Du darfst in dieser erregten Stimmung keinen solchen einschneidenden Entschluß fassen. Du bist zu aufgeregt, bist krank ...“

„Krank! Ja natürlich, krank! Kommst du mir auch damit? Mit dieser jämmerlichen Ausrede soll mein ganzes Verhalten erklärt werden. Gut, ich bin krank ... sehr schön — kranke Offiziere aber sind nicht zu brauchen. Darum gehe ich eben.“

„Du — deinen Beruf aufgeben! Kurt, weißt du, was das für dich und uns alle bedeutet?“

„Ob ich es weiß!“

„Ich bitte, ich beschwöre dich, nimm dein Abschiedsgesuch zurück! Du wirst es lebenslänglich bereuen, dich von deinem Beruf losgerissen zu haben. Dein ganzes Herz hängt daran. Laß mich dem Admiral schreiben! Mach eine Eingabe, reinige dich von der Anklage, du kannst — nein, du mußt es! Wenn nicht um deinet-, dann um unseres Kindes — um meinetwillen!“ Ellen ergriff seine schlaff herabhängende Hand. „Willst du es versuchen?“

„Nein!“

„Kurt, ich bitte dich, mach nicht uns alle unglücklich!“

Er rang sich von ihr los. „Ich muß."

„Aber warum denn? Die Untersuchung kann doch kaum schon eingeleitet sein. Warte doch das Ergebnis ab! Wenn du sofort den Abschied nimmst, ist das so gut wie das Zugeständnis einer Schuld."

„Ellen, das verstehst du nicht. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder ich bin schuld — schuld an dem Tode von zweihundertfünfundsiebzig Menschen — dann muß ich gehen! Nicht wahr, das siehst du ein?"

„Ja, — aber du bist eben nicht schuldig."

„Gut — nimm das an. Kann ich dann aber eine solche furchtbare Anklage hinnehmen und gemütsruhig weiterdienen?"

„Gewiß, wenn du deine Unschuld hast beweisen können."

„Das kann ich aber nicht. Ich kann nicht beschwören, ob ich nicht den Befehl früher, oder doch gemessener hätte geben müssen ... ich kann nicht beschwören, ob nicht dadurch das entsetzliche Unglück verschuldet wurde. Ich würde vom Kriegsgericht vielleicht freigesprochen werden, weil man mir keine direkte Pflichtversäumnis nachweisen kann. Aber es wäre ein Freisprechen „aus Mangel an Beweisen", keine Ehrenrettung. An meinem Namen wird ewig der Makel kleben bleiben, ein Schuldiger, wenigstens Mitschuldiger an dieser furchtbaren Katastrophe zu sein. Ich muß meinen Namen aus der Geschichte der deutschen Marine streichen — das geht nicht anders. Quäle mich also nicht mehr mit Bitten, die ich doch nicht erfüllen kann und darf."

„Was sagten denn deine Kameraden zu deinem Vorhaben? Rieten sie dir nicht ab?"

„Ich habe nur mit Normann gesprochen."

„Und der ist meiner Ansicht, nicht wahr?"

„Das ändert nichts. Dies kann niemand entscheiden, nur ich selbst.“

„Wenn du allein im Leben stündest — vielleicht, aber du hast eine Frau, einen Sohn, eine Schwester, für die du sorgen mußt.“

„Das vergesse ich nicht. Du brauchst mich nicht daran zu erinnern.“

„Ich glaube, man wird dein Abschiedsgesuch nicht bewilligen. Das ist meine einzige Hoffnung.“

„Vielleicht bietet man mir eine Anstellung im Ministerium an. Ich hörte den Admiral sogar schon davon sprechen.“

„Das wäre ein Ausweg.“

„Den ich nicht einschlagen werde. Hält man mich nicht für tauglich, aktiv weiterzudienen, so gehe ich.“ Hollen drückte die geballte Faust an die Stirn. „Ellen, du weißt, wie ich an meinem Beruf gehangen habe ... mit Leib und Seele!“

„Darum rate ich dir ja, zu bleiben.“

Ein paar große Tränen traten in seine Augen. „Nein — deshalb muß ich gehen.“

Ellen sah seinen Schmerz, aber er rührte sie nicht. Eine seltsam harte Stimmung kam über sie. „Ich fände es männlicher, einer Anklage die Stirn zu bieten, anstatt ihr kleinmütig aus dem Wege zu gehen,“ sagte sie herb. „Lieber würde ich meinen falschen Stolz überwinden, anstatt meinem armen Kinde das Leben zu verderben. Wie können wir leben von meinem bißchen Vermögen und deiner elenden Pension? Unsere ganze Hoffnung war deine Beförderung.“

„Die ist ins Meer versunken.“

Sie zuckte unmutig die Schultern. „Und wo willst du leben? In welchen Winkel sollen wir uns verkriechen?“ Ihre Stimme brach, sie rang die Hände.

„Und das soll wirklich das Ende von all unseren Hoffnungen sein? Kurt ... Kurt, hab doch Mitleid mit uns!“ Sie schob Otto, der wie erstarrt allem zuhörte, vor Hollen hin. „Da — bitte du deinen Vater.“

„Ellen, wenn du wüßtest, wie du mich marterst! Wo wir hinziehen wollen? Ich weiß es heute noch nicht.“

Hollen trat ans Fenster. Die dunklen Umrisse der Schiffe mit ihren hohen Takelagen wurden ab und an durch grelle Scheinwerfer eines vorüberfahrenden Bootes hell beleuchtet. Die Glocke eines Dampfers schrillte. Ein langer heulender Pfiff gellte durch die Nacht.

„Wo ich hin will? Dahin, wo es kein Wasser, keine Schiffe gibt, wo nichts mich an die Vergangenheit erinnern kann. Ich würde wahnsinnig, wenn ich hier länger bleiben müßte.“

Er zog den Vorhang so heftig zu, daß die dunklen Falten über dem Vogelbauer zusammenrauschten. Die Papageien kreischten erschrocken auf.

Ellen stand regungslos am Tisch. Sie hielt immer noch Otto umfaßt. Ein paar böse Falten gruben sich in ihr Gesicht, die es plötzlich um Jahre älter machten.

Otto machte sich von der Mutter frei. Er trat dicht vor seinen Vater hin. Seine Augen waren unnatürlich aufgerissen, die Mundwinkel zuckten. „Vater — du — du willst also wirklich den Abschied nehmen?“

„Du hörtest es, Otto.“

„Aber ich — ich darf doch bei der Marine eintreten?“

Hollen ballte die Hand zur Faust. Ein plötzlicher Jähzorn erfaßte den gebrochenen, unglücklichen Mann. „Geh fort!“ schrie er den erschrockenen Jungen an. „'raus aus dem Zimmer — werde Schreiber — Schuster oder was du willst! Bei der Marine trittst du nicht ein. Das schlag dir aus dem Sinn!“

Otto senkte den Kopf. Ganz verstört schlich er zur Tür.

Ellen folgte ihm schweigend.

Die Tür fiel ins Schloß.

Hollen stand wie erstarrt und sah den beiden nach. Dann ließ er sich in den Stuhl fallen und deckte die Hand über die Augen.

So saß er lange. Erst als ein leises, halbunterdrücktes Schluchzen an sein Ohr klang, ließ er die Hand sinken.

Asta kniete neben seinem Stuhl.

Er sah müde auf sie nieder. „Willst du mir auch Vorwürfe machen, Asta? Deine Zukunft verderbe ich ja auch! Du wolltest Musik studieren, armes Kind.“

Asta wischte sich energisch die Tränen aus den Augen. Beide Hände streckte sie dem Bruder entgegen. „Kurt, lieber, guter Kurt — du tust mir so schrecklich leid.“

Um seinen Mund zuckte es. Ellen hatte kein mitleidiges Wort für ihn gehabt. Die dachte nur an ihr Kind. „Asta, wenn ich Geld hätte — ich würde es dir geben,“ sagte er leise. Er zog die Schwester an sich. „Aber das Kapital gehört Ellen. Ich bin machtlos.“

„Ich weiß. Mach dir deshalb keine Sorgen. Vielleicht findet sich für mich noch ein Ausweg.“

„Vielleicht —“ wiederholte er nachdenklich. „Behalte mich nur lieb, Asta. Ich habe so viel verloren — noch mehr, als ich dachte.“

Asta erriet seinen Gedankengang. Sie sprachen noch leise zusammen, als Ellen die Tür wieder öffnete.

„Dein Zimmer ist in Ordnung,“ sagte sie zu ihrem Mann.

Der harte, kalte Klang ihrer Stimme tat ihm weh. Es lag so viel aufdringliche Selbstgerechtigkeit darin,

als wenn es heißen sollte: Siehst du, wie ich trotz alledem unverändert meine Pflicht tue?

Hollen stand müde auf, um zu gehen.

„Willst du etwas essen? Oder lieber bis zum Abendbrot warten?“

„Ich will warten. Ich danke dir für die Mühe, die du dir meinetwegen machst.“

Es sollte dankbar klingen, aber man hörte nur die Bitterkeit heraus.

„Das versteht sich doch ganz von selbst.“

Hollen antwortete nichts mehr. Er ging an seiner Frau vorbei aus dem Zimmer, ohne sie anzusehen.

„Ellen, könntest du nicht Kurt ein gutes Wort sagen?“ bat Asta.

„Laß mich.“ Ellen schüttelte die Hand der Schwägerin von sich ab. „Gute Worte soll ich ihm geben, ihm danken, daß er wie ein Wahnsinniger handelt und uns allen das Leben verdirbt! Das ist zu viel verlangt.“

„Er ist vielleicht wirklich krank — krank geworden durch die schauerlichen Eindrücke.“

„Kranke dürfen keinen Willen haben,“ sagte Ellen schneidend. „Das ist das richtige. Aber daß Gesunde unter einem kranken Willen leiden — nein leben sollen, das ist unnatürlich und unerträglich. Ich kann Kurt also nur wie einen unzurechnungsfähig oder gewissenlos Handelnden ansehen. Anderes gibt es nicht.“

„Ellen, du bist sehr hart. Noch vor wenigen Stunden sprachst du von Kurt mit Liebe und Sehnsucht. Entscheidet bei dir nur der äußere Erfolg?“

„Vielleicht.“

„Kannst du kein Mitleid für ihn fühlen?“

„Nein, ich habe an mein armes Kind zu denken, das so unschuldig mit ins Unglück gerät.“



Ellen warf sich in die Sofaecke. Ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte ihren ganzen Körper.

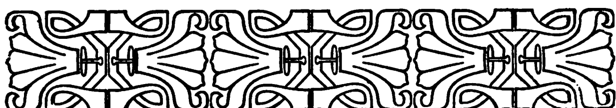
Asta stand ratlos neben ihr. Über das Zimmer legten sich die Schatten der Nacht immer tiefer.

Die leuchtenden Farben der orientalischen Decken und Stickereien verschwammen. Grau und farblos sah alles in dem weich verschimmernden Licht aus.

Nur der Schein der Straßenlaternen warf zitternde Strahlen auf Ellens in trostlosem Jammer zusammengesunkene Gestalt.

(Fortsetzung folgt.)





Leipziger Bank 1,50.

Erzählung von Joh. Stavi.



Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Es war um die Zeit des Theaterschlusses. Der weite Saal des Café Bauer füllte sich von Minute zu Minute dichter mit geputzten Menschen, die in sichtlich angeregter Stimmung an den kleinen runden Tischen Platz nahmen. Immer eiliger schossen die Kellner hin und her. Summendes Stimmengewirr und eine blaugraue Wolke, in der sich der Rauch aus etlichen hundert Zigarren und Zigaretten vereinigte, hingen über dem lebhaft bewegten Bilde, das sich dem Beobachter darbot.

Ein junger Herr von vornehmer Erscheinung, der schon längere Zeit hinter seiner Kaffeetasse und einem Likörgläschen saß, sah mit Augen in dieses Bild hinein, in denen ein scharfblickender Beobachter etwas von der Spannung eines auf dem Anstand lauernden Jägers hätte finden können. Namentlich die Familiengruppen, in denen sich erwachsene Töchter befanden, musterte er so eindringlich, als wolle er den Leuten Wesensart, Lebensstellung und Steuerstufe von den Stirnen ablesen. Er schien aber nie recht befriedigt. Denn jedes-

mal, wenn er eine solche drei- oder vierköpfige Gesellschaft eine Weile im Auge behalten hatte, wandte er schließlich den Blick mit enttäuschter Miene von ihr ab.

Jetzt tauchte wiederum eine solche Dreiheit von Vater, Mutter und erwachsener Tochter zwischen den Tischreihen auf. Endlich hatten sie, drei Tische von dem einsamen Beobachter entfernt, Plätze gefunden. Der Kellner brachte ihnen ihre Erfrischungen, für die Damen Eiskaffee, dem Vater ein Münchener. Die Leutchen gehörten offenbar dem gut situierten Bürgerstande an. Dem sehr gut situierten sogar. Das bezeugte die schwere goldene Uhrkette über der gewölbten weißen Weste des Mannes und die funkelnden Ringe an der fleischigen Rechten der Frau. An ein Mißverhältnis zwischen diesem teuren Schmuck und der wirklichen Vermögenslage war nicht zu denken. Dafür sahen die Leute viel zu solide aus. Er war ganz und gar der Berliner Geschäftsmann, der es zu etwas gebracht hat und nun auf den goldenen Lorbeeren seiner Lebensarbeit ausruht. Die Frau machte trotz Seidenkleid und Brillanten einen recht kleinbürgerlichen Eindruck. Die Tochter war ein großes, starkes, blondes Mädchen so um die Zwanzig herum, mit einem hübschen, gutmütigen Gesicht.

Je länger der Jäger auf dem Anstand diese Leute beobachtete, desto mehr hellte sich seine Miene auf. „Das wäre am Ende was!“ murmelte er halblaut. Dabei setzte er sich in Positur und begann recht energisch hinüberzusehen. Jetzt beachtete er weder den Vater noch die Mutter mehr, sondern ließ seine Blicke unverwandt auf der hübschen Blondine ruhen.

Dieser Dauerblick wurde bald bemerkt. Das verriet das leichte Rot, das in die zarte Wange des Mädchens stieg, sowie die Tatsache, daß sie es geflissentlich vermied, das Gesicht nach der Richtung zu drehen, in

welcher der Beobachter saß. Übelgenommen wurde die Sache aber nicht. Das Fräulein hätte ja den Stuhl so rücken können, daß sie dem Anstarrenden den



Rücken kehrte. Das unterließ sie. Statt dessen guckte sie aus den Augenwinkeln recht häufig dahin, wohin sie das volle Gesicht nicht wenden mochte.

Als der Herr mit dem vornehmen Äußeren das

festgestellt hatte, griff er in die Brusttasche seines hinter ihm hängenden Überziehers und holte ein Exemplar des „Lokalanzeigers" hervor. Er hielt das Blatt so, daß das blonde Mädchen drüben den fett gedruckten Kopf sehen mußte, las dann aber nicht darin, sondern ließ es auf dem Tische liegen und schoß weiter zündende Blicke. —

Als drüben der Vater sich erhob, um sich die „Fliegenden" zu holen, steckten Mutter und Tochter die Köpfe zusammen.

„Hast du den da drüben bemerkt, Trudchen?" fragte die Mutter aufgeregt. „Den schlanken Herrn mit dem langen Schmiß auf der Backe? Der muß ganz was Feines sein!"

„Ein hübscher Mann," bestätigte die Tochter ein wenig befangen.

„Ganz was Feines!" wiederholte die Frau, in deren Augen Rang und Stand offenbar höheren Wert hatten als männliche Schönheit. „Ein Offizier in Zivil — oder ein Doktor. Eher ein Doktor, wegen dem Schmiß. Und ganz sicher ein Herr vom Adel. Das sieht man ihm schon von weitem an. Du bist ihm aufgefallen, Trudchen. Er guckt immer her. Und vorhin hat er dir den „Lokalanzeiger" gezeigt. Hast du's bemerkt?"

„Ja, Mama!" hauchte die Tochter errötend.

„Nein, so was!" plapperte die rundliche Frau weiter. „Ich bin ganz aufgeregt!"

Das hätte sie nun nicht erst zu sagen brauchen. Man hörte es an ihrer Stimme und sah es an ihren glitzernden Augen.

„Der setzt gewiß ein Inserat in die Zeitung. Morgen werden wir's lesen. Nein, übermorgen erst! — Wenn nur Vater noch eine halbe Stunde bleiben wollte. Aber er hält ja nirgends aus, wo's keine Weiße gibt."

Diese Befürchtung wurde gleich darauf bestätigt. Sowie Vater zu den Seinen zurückgekehrt war, ohne die „Fliegenden Blätter“ gefunden zu haben, meinte er gemütlich: „Na, Mutter, nu' können wir wohl 'n bißchen nach Hause geh'n?“ und klopfte auch schon mit einem Talerstück auf die Tischplatte, um den Zahlkellner herbeizulocken.

So unlieb ihr dieser rasche Aufbruch war, die Frau sperrte sich weiter nicht. Sie wollte ihrem Alten in solchen Kleinigkeiten seinen Willen lassen. Wer konnte wissen, wie bald man in großen Dingen seiner Nachgiebigkeit bedürfen konnte. Auch Trudchen erhob keinen Einwand. Die träumte mit heißen Wangen vor sich hin.

Von der Gesamtauflage des „Lokalanzeigers“ wurde am übernächsten Morgen kein Exemplar mit solcher Ungeduld erwartet wie dasjenige, das die Botenfrau an der Tür des von seinen Renten lebenden ehemaligen Bäckermeisters Friedrich Wilhelm Kille durch den Briefeinwurf schob. Frau Kille stand zur größten Verwunderung ihres Dienstmädchens, das die Hausfrau noch nie so zeitig auf den Beinen gesehen hatte, bereits hinter der Tür. Sowie die weiße Kante der Zeitung in dem Spalt erschien, zupfte sie das Blatt rasch zugreifend herein und eilte damit im Sturmschritt nach Trudchens Zimmer.

Das Mädchen war ebenfalls schon auf. Mutter und Tochter machten sich nun mit Feuereifer daran, den Anzeigenteil zu studieren.

Richtig, da stand's!

„Das blonde Fräulein in Blau, das in Begleitung ihrer Eltern Montag abend von 10¼ bis 11 im Café Bauer war, wird von dem stillen Beobachter in ernstester Absicht gebeten, unter P. v. S. 100 in der Expedition Brief abzuheben.“

Der Brief wurde drei Stunden später, um neun Uhr Morgens, bereits abgeholt. Eher war es nicht gut zu machen gewesen. Vater Kille war schon äußerst verwundert, als ihn Weib und Kind kurz nach acht Uhr verließen, um Einkäufe zu besorgen.

Er fand das viel zu früh.

Frau Kille riß den Brief mit vor Aufregung zitternden Händen auf. Trudchen, der das Schreiben doch eigentlich galt, sah ihr dabei mit einem melancholischen Lächeln um den hübschen Mund zu. So lange hatte sie sich gesehnt, einmal etwas recht Schönes zu erleben, jetzt war es da, aber Mama hatte die Hand im Spiele, sogar die Vorhand! Es sah ja gerade so aus, als handle es sich um deren eigene Angelegenheit, und Trudchen wäre bloß die Vertraute. Noch auf dem Wege zu dem Zeitungsbureau hatte das Mädchen sich im stillen gefreut, daß die Mutter um die ganze Sache wußte und sich ihrer so eifrig annahm; jetzt wurde sie beinahe anderen Sinnes. Sie hätte doch gar zu gern das geheimnisvolle Schreiben selber eröffnet.

Der Brief enthielt nur wenige Zeilen in einer steilen, großzügigen, sehr vornehm anmutenden Männerhandschrift. Der Schreiber versicherte, daß Trudchens Anblick tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, und bat, ihm Gelegenheit zu einer Annäherung geben zu wollen. Unterzeichnet war das Briefchen „v. Siegsfeld“, der volle Name stand auf einer beigelegten, fein gestochenen Karte: „Kurt v. Siegsfeld, Ingenieur, Leutnant der Reserve.“

Frau Kille sah ihre Tochter mit freudestrahlenden Blicken an. „Hab' ich's nicht gleich gesagt, Trudchen? Ein Offizier in Zivil oder ein Doktor. Nun ist er gar alles beides. Und von Adel! Na ja, man hat ja seinen Blick für das Feine. Ich hatte ja freilich ge-

glaubt, er sei ein Jurist, Assessor oder so. Aber Ingenieur ... das ist auch was! Vaters wegen ist es sogar besser, daß er Ingenieur ist. Ingenieur, das ist doch was Praktisches. Vater kann nun einmal die Beamten nicht recht leiden. v. Siegsfeld! Du, Kind, das ist eine ganz feine Familie. Ein paar Generäle gibt's, und einer war gar einmal Minister, glaub' ich. Und wie zart und vornehm er sich ausdrückt! Das ist was anderes als die Schlächtermeisterssöhne und die jungen Baufritzen, die Vater immer daherbringt. Wenn da was draus wird, darfst du deiner alten Mutter ewig dankbar sein, Trudchen."

Während die Mutter ihrem aufgeregten Herzen in diesem jäh hinschießenden Redeschwall Luft machte, und die Tochter sich im stillen an dem Gedanken berauschte, daß sie auf einen Mann, wie dieser Herr v. Siegsfeld einer war, so tiefen Eindruck gemacht hatte, wanderten die beiden Damen nach der nächstgelegenen Konditorei. Hier packte die Mutter aus ihrem Handtäschchen Briefbogen und Umschlag aus; das hatte sie fürsorglich mitgenommen, damit die Tochter den Brief sofort beantworten könne und doch nicht das gewöhnliche Papier verwenden müsse, das in den Konditoreien zu haben ist. Auch eine neue Feder kam aus der Handtasche zum Vorschein. Vom Büfett wurde nur das Tintenfaß geholt.

Nach eingehender Beratung zwischen den beiden Damen, während welcher der bestellte Kaffee und die Apfelkuchen mit Sahne verzehrt wurden, schrieb Trudchen mit der neuen Feder auf den feinen hellblauen Briefbogen, daß sie Herrn v. Siegsfeld vorgestern abend gleichfalls bemerkt habe. Es treffe sich günstig, daß sie, die von ihren Eltern sehr sorgsam gehütet werde, zufälligerweise gleich morgen nachmittag Gelegenheit

habe, allein auszugehen. Sie werde um vier Uhr an der Siegessäule sein. Auf weitere Zusammenkünfte unter vier Augen könne sie Herrn v. Siegsfeld aber wenig Hoffnung machen.

Als Frau Kille den Brief noch einmal überlesen hatte, sagte sie befriedigt: „So! Da weiß er wenigstens gleich, wie er daran ist. Nun schreib noch die Adresse unter deinen Namen. Er hat ja die seinige auch angegeben. Er soll nicht denken, daß du nötig hast, Versteckens zu spielen.“ — —

Am nächsten Nachmittag um drei Uhr gingen Mutter und Tochter zu Herrn Killes Erstaunen schon wieder Einkäufe besorgen. In der Karlstraße entstiegen sie der Elektrischen. Frau Kille setzte sich in eine Konditorei, und Trudchen wanderte allein weiter, der über dem Wipfelgrün des Tiergartens mit goldenem Gleißen ihr entgegenleuchtenden Siegessäule zu. Das junge Mädchen hatte den Kopf voll von den mütterlichen Ratschlägen für ihr Verhalten, in ihrem Herzen aber flutete und wogte es so unbeschreiblich, so süß und sehnsuchtsvoll und zugleich so bang, so bang . . .

Als sie den freien Platz betrat, eilte ihr Herr v. Siegsfeld auch schon entgegen. Hier, im hellen Sonnenschein des Frühlingsnachmittags, sah er noch besser aus als neulich im elektrischen Licht des Cafés. Der hellgraue Frühlingsanzug saß so schneidig wie eine Uniform um die hohe und schlanke Gestalt des Mannes, sein scharf geschnittenes, gebräuntes Gesicht, in dem der sorgfältig gebürstete blonde Schnurrbart beinahe heller war als die Haut, schien dem verwirrten Mädchen kühner und stolzer, als es jemals ein Männergesicht gesehen, seine graublauen Augen blickten so zärtlich und zugleich so selbstbewußt, daß Trudchen Kille sich stolz und beinahe gedemütigt zu gleicher Zeit fühlte.

Zu ihrer größten Verlegenheit küßte ihr der Mann mitten auf dem großen öffentlichen Platze die Hand, und zwar nicht auf den Handschuh, sondern auf das Gelenk, dort, wo zwischen dem Handschuh und dem Ärmel ein Streifchen Haut bloß lag. Es rann ihr wie Feuer durch die Adern bei diesem Kuß.



„Mein gnädiges Fräulein!" raunte Kurt v. Siegsfeld dabei mit leise vibrierender Stimme. „Sie machen

mich so maßlos glücklich durch diesen Beweis Ihres Vertrauens . . .!"

Trudchen wandte das errötende Gesicht zur Seite. Ihr war, als versengte ihr der Blick des stürmischen Anbeters die Wangen. Dabei murmelte sie in stockenden Lauten ein paar Worte. Was sie sagte, wußte sie selber kaum.

Herr v. Siegsfeld mußte aber zufrieden damit sein, denn er preßte ihre Hand, die er noch nicht wieder losgelassen hatte, zärtlich in der seinigen.

Dann begann er, während er an Trudchens linken Seite einherschritt, zusammenhängend zu reden. Er schilderte ihr mit heißen Worten den Eindruck, den ihre Erscheinung auf ihn gemacht habe, als er vereinsamt und gelangweilt in dem Café saß, unter den vielen gleichgültigen Menschen ringsum wie ein Einsiedler in der Wüste sich fühlend, wie ein Robinson auf seiner Insel. Wie ein electrischer Schlag sei es durch seine Nerven gegangen. Die Liebe auf den ersten Blick, an die er niemals geglaubt, habe mit zaubergewaltiger Hand seine Seele berührt. Da er keine andere Möglichkeit sah, sich der Dame, die so plötzlich die Dame seines Herzens geworden war, zu nähern, habe er sogar zu dem banalen Trick mit der Zeitung gegriffen, so sehr ihm dergleichen sonst zuwider sei. Daß Trudchen in ihrem Elternhause in so guter Hut stehe, sei ihm nur recht. Wo wäre ein Mann, der das Mädchen, dem sein ganzes Herz entgegenpocht, anders sehen möchte, als von liebenden Eltern vor allem Rauhen und Unschönen des Lebens getreu bewahrt. Er brenne danach, sich diesen Eltern vorstellen zu dürfen. Und er schmeichle sich, daß er vermöge seiner Persönlichkeit, seiner Vergangenheit und seiner Stellung im Leben ihnen die Überzeugung beibringen werde, daß er nicht

zu den Männern gehöre, vor denen Vater und Mutter ihr Kind zu behüten haben.

Trudchen hörte diese süß betörenden Reden halb betäubt vor Aufregung an. Ihr war, als schwebe eine goldene Wolke um sie her, die sie und den Mann an ihrer Seite von den übrigen Spaziergängern in der Tiergartenallee trennte. Ihr Herz pochte stürmisch, in ihren Ohren sang und klang es wie ferne Musik.

In dieser tiefgehenden Erregung sagte sie, was zu sagen ihre Mutter ihr aufgetragen hatte, wie eine auswendig gelernte Lektion her. Sie wolle Mama ins Vertrauen ziehen. Mama sei sehr gut und habe sie sehr lieb. Sie werde sich sicherlich überreden lassen, mit ihr zusammen Herrn v. Siegsfeld irgendwo zu treffen, vielleicht beim Nachmittagskonzert im Zoologischen Garten. Papa müsse vorsichtiger behandelt werden. Ihm gegenüber müsse die Sache so dargestellt werden, als hätte Herr v. Siegsfeld Mutter und Tochter zusammen im Zoologischen kennen gelernt. Von dem Inserat und dem heutigen Stelldichein dürfe er niemals etwas erfahren.

Der Ingenieur war mit allem einverstanden und bat nur, das Wiedersehen möge ja recht bald erfolgen.

Trudchen sagte zu, die Sache mit ihrer Mutter heute noch zu besprechen und ihm sofort Nachricht geben zu wollen. Dann zog sie ihre hübsche goldene Uhr und versicherte, nun aber auch keine Minute Zeit mehr zu haben. Sie müsse sogar eine Droschke nehmen, um die durch den Abstecher in den Tiergarten versäumte Zeit einzubringen.

Herr v. Siegsfeld zeigte sich sehr betrübt darüber, daß das Zusammensein schon zu Ende sein sollte, ergab sich aber endlich in sein Schicksal. Er rief eine Droschke heran, hob Trudchen hinein, küßte ihr, als sie

bereits im Wagen saß, abermals die Hand und trat dann mit tiefer Verbeugung zurück, ganz wie ein Hofherr, der die Ehre gehabt hat, einer jungen königlichen Hoheit in die Staatskarosse helfen zu dürfen.

Als Trudchen in der Konditorei in der Karlstraße anlangte, fand sie ihre Mutter beinahe unwohl vor Aufregung. Das Übelsein kam aber nur zum Teil von der ungeduldigen Erwartung, zum anderen Teil wohl auch von der Menge Mandeltörtchen und anderen Backwerks mit und ohne Sahne, das die aufgeregte Frau nacheinander vertilgt hatte, um die Zeit hinzubringen. Was Trudchen zu erzählen hatte, brachte auf Frau Killes blasse Wangen aber bald die Farbe zurück und ließ ihre matten Augen sich wieder beleben. Schließlich umarmte sie ihre Tochter und streichelte ihr mit heißen Fingern die Wangen, ohne sich um die lächelnden Gesichter an den Nachbartischen zu kümmern.

„Mein gutes Kind!" sagte sie glückselig. „Ich habe ja immer gewußt, daß du mir noch Freude machen wirst. Einen solchen Herrn zum Schwiegersohn! Wir müssen ihm recht bald das Rendezvous geben. Wenn nur bloß Vater keine dummen Streiche macht. Er ist so mißtrauisch gegen die Studierten und den Adel. Wird wieder mit seiner ollen Redensart kommen: Gleich und gleich gesellt sich gern! — Aber hab' nur keine Angst, mein Trudchen. Das wird deine alte Mama schon besorgen."

Noch den nämlichen Abend schrieb Trudchen an Herrn v. Siegsfeld, er möge am übernächsten Nachmittag um fünf Uhr im Zoologischen Garten sein.

Die Zeit bis zu diesem Wiedersehen mit dem vornehmen Herrn, den sie doch noch kaum kannte, brachte das junge Mädchen wie im Fieber hin. Schon gleich nach dem Essen gingen die Damen daran, Toilette zu

machen. Trudchen zog ein hellblaues Frühjahrsfähnchen mit großem Tüllüberkleid an, das ihr entzückend zu dem rosigen Gesichte und den goldigen Haaren stand; Frau Kille, deren Schwärmerei für alles Vornehme nicht verhinderte, daß sie selber manchmal recht unfein werden konnte, wählte ein Kleid, dessen Seide für die Gelegenheit viel zu kostbar war, und behing und besteckte sich mit mehr Schmucksachen, als eine Dame von Geschmack zu einem Gartenkonzert angelegt hätte.

Die Sache verlief glänzend. Das Wetter war prächtig, die Musik wunderschön, und Kurt v. Siegsfeld geradezu göttlich. Er sah aus wie ein Prinz. Mütter und Töchter sahen von allen Tischen im Umkreis neidisch zu Frau Kille und Trudchen herüber, zwischen denen der schöne und vornehme junge Herr saß. Und mit welcher Fülle zartester Höflichkeit überschüttete er die Mutter des Mädchens, das er liebte. Er nannte sie in jedem Satze gnädige Frau und erklärte, sie sähe seiner Tante, Ihrer Exzellenz der Generalin v. Siegsfeld, geb. Gräfin Hagenberg, wie eine Zwillingsschwester ähnlich.

Was er von seinen Verhältnissen mitteilte, befriedigte Frau Kille über alle Maßen. Als Reserveoffizier stand er bei einem Garderegiment, sein Ingenieurtitel war regelrecht diplomiert. Angestellt war er bei der größten elektrotechnischen Firma Berlins, vorläufig freilich erst mit tausend Talern Jahresgehalt. Vermögen besaß er nicht, hatte aber auch keine Schulden. Die beiden Damen verlebten einen äußerst genußreichen Nachmittag.

Sowie sie wieder zu Hause waren, zog sich die Tochter auf ihr Zimmer zurück. Die Mutter aber machte sich an den Vater heran. Sie wies ihm die Karte des Ingenieurs vor und redete ihm zu, morgen mitzukommen und sich den Mann, der offenbar sehr

ernsthafte Absichten auf Trudchen habe, einmal anzusehen.

Davon wollte nun Herr Kille nichts wissen. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und schüttelte mit mißtrauischer Miene immer wieder den Kopf.

„Werde den Deubel tun!“ knurrte er. „Eben kennen gelernt und schon ernste Absichten. Hat man so was schon gehört?! — Laß mich in Ruh', Mutter, mit der Liebe, die so auf einmal daherkommt. Das gibt's nur in Romanen. Und wenn's einmal in der Wirklichkeit vorkommen sollte, so gehört dazu eine andere als unser Trudchen. Ist ein gutes Kind und hübsch genug, aber gar so bezaubernd? — Nein, Muttchen! Der sucht ganz einfach eine Frau mit tüchtig Draht. Daß bei uns was zu holen ist, hat er bald erfahren. Er selber hat sicherlich nichts. Daß ein Herr von Adel mit Vermögen sich in ein Bürgermädchen verliebt, kommt selten vor. Die halten sich lieber an die Baronessen. Laß mich in Ruh' mit dem dummen Zeug.“

Diese schroffe Ablehnung half dem wackeren Manne aber nicht viel. Frau Kille ließ sich nicht abschrecken. Sie redete sich den Mund „fusselig“, wie der Bäckermeister ärgerlich sagte, bat und drohte, schmeichelte und schmollte und hatte es nach zwei Stunden glücklich so weit gebracht, daß Kille versprach, sich morgen nach Herrn v. Siegsfeld erkundigen zu wollen.

„Das tue ich aber nur, damit du siehst, was an dem Mann dran ist,“ verwahrte er sich. „Ich weiß heute schon ganz genau, was ich erfahren werde.“

Die Frau war klug genug, sich für den Augenblick mit diesem Erfolge zufrieden zu geben. Sie holte ihre Tochter, und die beiden bemühten sich, dem gestrengen Oberhaupte des Hauses den Abend möglichst behaglich zu machen.

Herr Kille, der hinter seiner knurrigen Außenseite ein liebebedürftiges Gemüt verbarg, dehnte sich so wohlig wie ein Igel, dem man laues Wasser über die gesträubten Stacheln gießt. Schließlich wandte er sich sogar an Trudchen mit der neckenden Frage: „Du, Muttchen hat mir von so 'n adeligen Windhund vorgeschwärmt, den ihr kennen gelernt habt. Wie hat der Mann denn dir gefallen?“

„Sehr gut, Vater,“ erwiderte das Mädchen und wurde purpurrot dabei.

Kille machte ein säuerliches Gesicht, als er dieses Erröten sah, und redete schleunigst von etwas anderem. —

Am nächsten Tag ging er bald nach dem Frühstück fort und kam erst kurz vor dem Abendessen wieder. Seine Frau nahm ihn sofort auf die Seite und fragte erwartungsvoll nach seinen Erfolgen.

Der alte Herr wiegte mit zweifelhafter Miene das kahle Haupt. „Hm ... Schlimmes hab' ich gerade nicht gehört. Ich war bei seiner Firma und bei der Frau, bei der er wohnt. Haben tut er nichts, aber Schulden auch nicht. Ein sehr solider Mensch, tüchtig in seinem Fach, ein bißchen Streber. Mit den anderen Siegsfelds, die sehr reiche Leute sind, ist er zerfallen. Daran soll aber sein Vater schuld sein, der als pensionierter Offizier irgendwo in der Provinz lebt. Alles in allem keine schlechte Auskunft, das muß ich zugeben.“

„Also!“ rief Frau Kille triumphierend.

Ihr Mann fuhr sie aber ärgerlich an: „Was also? Gar nichts also! Höchstens — also muß man sich den Kopf darüber zerbrechen, was für einen Grund so ein Mensch haben kann, sich auf das erste beste hübsche Mädel, hinter dem er Geld vermuten kann, zu stürzen wie ein Menschenfresser, der seit acht Tagen nischt gegessen hat.“

„Mit deinem ewigen Geld!“ schmollte die Frau. „Trudchen hat ihm eben gleich so gut gefallen.“

„Dummes Zeug!“ brummte Kille hartnäckig. „Aber da die Auskunft so gut ausgefallen ist, will ich den Mann meinetwegen kennen lernen. Das sag' ich dir aber gleich: Wenn da wirklich was werden sollte, Kapital geb' ich dem Kinde keines mit. Höchstens einen jährlichen Zuschuß.“

Damit war wieder ein Erfolg erzielt, der vorläufig genügen mußte. Trudchen schrieb sofort an Siegsfeld, damit das zufällige Zusammentreffen im Zoologischen Garten, zu dem sich der Vater bereit erklärt hatte, auch sicher zu stande komme. —

Die Begegnung fand statt. Frau Kille sah mit heimlichem Triumphe, daß ihr Brummbär von Mann, wie sie den Gemahl im stillen nannte, der sieghaften Liebenswürdigkeit des Ingenieurs gegenüber alle Mühe hatte, seine reservierte Haltung zu bewahren. Als Herr v. Siegsfeld beim Abschiede um die Erlaubnis bat, die Herrschaften zu besuchen, leistete sie sich die kleine Malice, nicht gleich mit ihrem Ja einzuspringen, sondern die Antwort dem Gatten zu überlassen.

Der erwiderte denn auch, freilich nach einigem Zögern: „Wird mir eine Ehre sein, Herr Ingenieur, Sie bei uns zu sehen.“

Der mißtrauische Mann hätte das Wort, als er's kaum ausgesprochen hatte, gern wieder zurückgenommen. Er hatte ein Aufleuchten in den graublauen Augen des Ingenieurs wahrgenommen, das ihm nicht gefiel. Das schien ihm weniger die Freude eines verliebten jungen Menschen zu sein, dem der Zutritt in das Haus seines Mädchens gestattet wird, als vielmehr der Triumph eines Geschäftsmanns, der ein schlau begonnenes Unternehmen einschlagen sieht. Aber was gesagt war, blieb

nun einmal gesagt. Er konnte nichts weiter tun, als im stillen seine Gutmütigkeit zu verwünschen, die sich



wieder einmal hatte übertölpeln lassen, und sich vorzunehmen, künftig doppelt auf seiner Hut zu sein.

Die Dinge entwickelten sich nun rasch weiter. Herr

v. Siegsfeld machte seinen Antrittsbesuch und kam dann öfter und öfter, gar bald jeden Tag. Auch sonst gab es viel mehr Besuch im Hause als zu gewöhnlichen Zeiten. Die einen kamen, weil Frau Kille sie eingeladen hatte, die anderen aus freien Stücken, neugierig, den seltenen Vogel zu betrachten, der neuestens bei Killes aus und ein flog. Trudchen schwebte mit von Tag zu Tag verklärterer Miene durch das Haus. Das Mädchen fühlte sich offenbar schon ganz und gar als glückliche Braut. Frau Kille endlich war unermüdlich geschäftig, das letzte Bollwerk, hinter dem sich ihr Gatte verschanzt hatte, zu unterminieren, nämlich den Vorsatz, diesem Schwiegersohn keine Mitgift, sondern nur einen jährlichen Zuschuß zu gewähren.

„Ich bin fest überzeugt,“ sagte sie, „daß Siegsfeld Trudchen auch ohne Mitgift nehmen würde, wenn du ihr keine geben könntest. Er weiß aber, daß du's kannst. Wenn du dann von dem Zuschuß zu reden anfängst, so muß er das als ein Mißtrauen gegen sich auslegen. Daran kann leicht das Ganze scheitern.“

„Sollte mir nur lieb sein, wenn er wieder abschnappte,“ brummte der Mann ärgerlich.

Damit kam er aber schön an.

„So?“ klang es spitz zurück. „Bist du denn blind? Siehst du nicht, daß unser Kind sein ganzes Herz an den Mann gehängt hat? Und das Gerede bei den Leuten, wenn er, der jetzt so häufig kommt, auf einmal ausbliebe! Und dann ... warum willst du ihn denn schlechter behandeln als einen anderen? Du hast oft genug gesagt, daß du Trudchen vierzigtausend Taler mitgeben willst. Warum denn jetzt nur einen Zuschuß? Ein Ingenieur ist doch auch ein Geschäftsmann, der Betriebskapital braucht, wenn er sich selbständig machen will. Soll unser Kind immer die Frau eines Angestellten

mit ein paar tausend Mark Gehalt bleiben? Soll am Ende gar ihre Ehe unglücklich werden, weil ihr Mann ihr immer vorhält: Uns könnte es ganz anders gehen, wenn dein Vater nicht solcher gnietschiger Neidhammel wäre?"

Diesen Gründen der zungengewandten Frau gegenüber geriet Vater Kille von Tag zu Tag mehr in die Enge. Schließlich mußte er sich's eingestehen, daß er einen verlorenen Posten verteidigte. Er hatte einmal A gesagt, nun mußte er wohl oder übel auch B sagen. Daß er das Gefühl nicht los wurde, die übergroße Neigung des schneidigen jungen Herrn zu Trudchen sei zum größten Teil erheuchelt, die ganze Bewerbung für Herrn v. Siegsfeld die reine Geschäftssache, war schlimm für ihn, weil dieses Gefühl ihm Ruhe und Behagen raubte. Den jungen Mann dafür büßen zu lassen, hatte er kein Recht, weil er seine Vermutung nicht zu beweisen vermochte.

So gab denn der bedrängte Mann endlich auch diesen letzten Widerstand auf. Als der feierliche Augenblick gekommen war, in dem Kurt v. Siegsfeld in Frack und weißer Binde vor ihm stand und ihn um die Hand seiner Tochter bat, gab er ihm mit seinem väterlichen Ja auch die Zusicherung, der Tochter ein Kapital von hundertzwanzigtausend Mark mitzugeben, das der Herr Ingenieur zu seinen geschäftlichen Unternehmungen verwenden könne. Er meinte dabei wiederum jenen fatalen Triumphblick in Herrn v. Siegsfelds Augen wahrzunehmen. Aber er kam fürs erste nicht dazu, sich über diese Beobachtung genaue Rechenschaft zu geben. Er wurde zu viel mit Umarmungen und Küssen in Anspruch genommen, wie sie nun einmal zu einer richtigen Verlobung gehören.

Als er seine vor Freude schluchzende, an allen Glie-

dern zitternde Tochter in den Armen hielt, hätte der alte Herr beinahe selbst zu weinen angefangen, so mächtig fiel ihm die Ahnung aufs Gemüt, daß das geliebte Kind in sein Verderben renne.

Dieses Gefühl wurde von Tag zu Tag stärker in ihm. Während das Brautpaar und die Brautmutter Besuche machten oder von Geschäft zu Geschäft zogen, um die Ausstattung Trudchens zusammenzukaufen, saß er zu Hause, fraß seine Sorgen und seine Angst in sich hinein und grübelte und sann, was wohl die Zukunft bringen werde.

Mitten in die eifrigen Zurüstungen für die immer näher heranrückende Hochzeit fiel das tragische Ereignis des Sommers 1901, der plötzliche Zusammenbruch der Leipziger Bank. Frau Kille und die jungen Leute waren viel zu beschäftigt, als daß sie einer Sache, die sie persönlich nicht weiter betraf, große Beachtung hätten schenken mögen. Sie lasen ja seit Wochen in der Zeitung kaum mehr etwas anderes als die Geschäftsanzeigen. Daß der Hausherr seit dem Auftauchen der ersten Alarmnachrichten eine immer düsterere Miene zeigte, fiel ihnen nicht weiter auf. Kille war ja in der letzten Zeit immerwährend übler Laune gewesen. Herr v. Siegsfeld kannte ihn überhaupt gar nicht anders, so daß er sich bereits bei seiner Braut erkundigt hatte, ob ihr verehrter Vater vielleicht leberleidend sei.

So dachte Frau Kille weiter nichts Arges, als ihr Gatte ihr eines Morgens, als sie beide allein beim Kaffee saßen, in der Zeitung die Börsennotiz zeigte: Leipziger Bank Mk. 1,50.

„So ein Unglück!" meinte sie kopfschüttelnd. „Die armen Leute, die die Aktien haben!"

Mit gequältem Lächeln erwiderte Kille: „Ja freilich — die armen Leute! Uns zum Beispiel kostet das über hunderttausend Taler!"

Bis in die Lippen hinein erbleichend, schnellte die rundliche Dame von ihrem Stuhle empor. „Was ... was ...?“ keuchte sie. „Du ... du hast ...?“

Der Mann ließ den Kopf schwer auf die Brust sinken. „Ich habe mich verleiten lassen, für vierhunderttausend Mark Leipziger Bankaktien zu kaufen,“ gestand er gedrückt. „Vor zwei Monaten, kurz vor der Verlobung.“

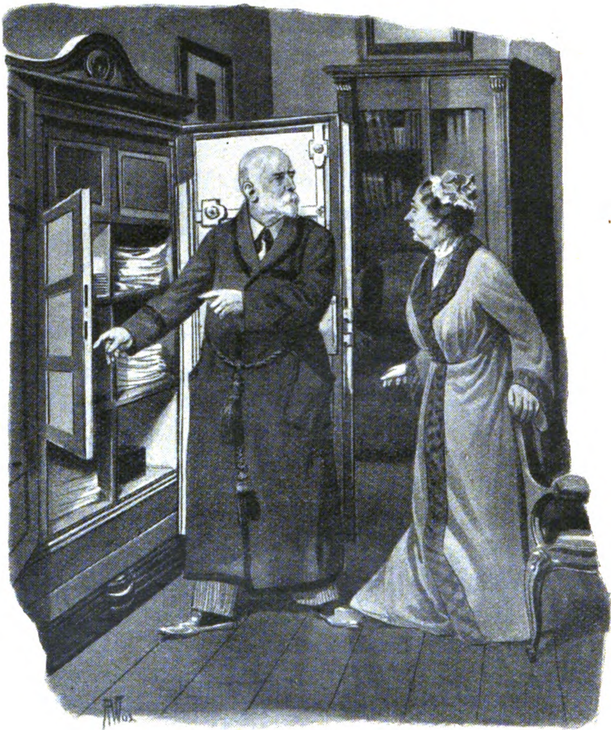
Frau Kille taumelte, als wolle sie zu Boden sinken. Sie hielt sich aber aufrecht und brach in ein krampfhaftes Lachen aus. „Hahaha ... das machst du gut! Du willst Herrn v. Siegsfeld auf die Probe stellen ... wie in den Romanen. Willst den armen Mann spielen ... und weil du mir nicht traust, spielst du mir die Komödie zuerst vor! — Hahahaha!“

Kille sagte gar nichts. Er nahm seine Frau einfach bei der Hand und führte sie in sein Zimmer hinüber, wo der gewaltige eiserne Geldschrank stand. Mit zitternden Fingern nestelte er den Kassenschlüssel aus der Beinkleidtasche und sperrte die Schlösser auf. Dann schlug er die mächtige Panzertür zurück und sagte, mit mutloser Handbewegung auf die daliegenden Wertpapiere deutend: „Sieh selber nach.“

An allen Gliedern zitternd, stürzte sich die Frau auf die hohen Stapel bunter Wertpapiere und wühlte sie durch. Ach, es war nur zu wahr! Die guten Konsols, die Pfandbriefe und die übrigen sicheren Effekten, in denen das Killesche Vermögen angelegt gewesen war, sie bildeten nur noch ein sehr bescheidenes Häufchen. Kaum hunderttausend Mark mochte es wert sein. Der hohe Stoß aber, der sicherlich das Vierfache bedeutete, bestand von oben bis unten aus Aktien der Leipziger Bank.

„Leipziger Bank — 1,50!“ ächzte die Frau halb

sinnlos vor sich hin. Dann fuhr sie herum und auf ihren Mann los, als wolle sie ihm die Augen aus dem Gesichte kratzen. „Wie bist du ... dazu gekommen? Wie?“



Er zuckte resigniert die Achseln. „Wie? Durch diese Verlobung. Ich sah es ganz deutlich voraus, daß das Kind einmal zu uns zurückkommen würde, aber mit leeren Händen. Die Mitgift würde der Herr Ingenieur bis auf den letzten Groschen durchgebracht haben, ver-

praßt, verspekuliert, verspielt — was weiß ich. So kam ich auf den Gedanken, ob ich das Geld, das ich ihr mitgeben sollte, nicht verdienen könnte, so daß wenigstens dieser Verlust abgewendet würde. Man hat mir diese Aktien empfohlen, und ich kaufte sie. Nun ist das Unglück da."

Frau Kille rang die Hände. „Dieses Unglück! Dieses Unglück!" jammerte sie. „Was wird bloß Siegsfeld sagen?"

Der Mann zuckte die Achseln. „Die Verlobung aufheben wird er, denke ich."

„Das wird er nicht!" fuhr die Frau auf. „Da kennst du diesen vornehmen Herrn schlecht!"

„Du wirst ja sehen. Bring's ihm nur selber bei. Ich könnt' es gar nicht. Ich bin zu zerbrochen und muß mich hinlegen. Sag ihm nur ruhig, wie's steht, daß uns nur etwas über hunderttausend Mark geblieben sind. Daß wir ihm davon die vereinbarte Mitgift nicht geben können, wird er schon selber einsehen."

Damit wandte der von dem Schicksalsschlage, der ihn betroffen, sichtlich mitgenommene Mann um und ging in das Schlafzimmer, dessen Tür er hinter sich verriegelte.

Seine Frau sah ihm mit irren Blicken nach. Dann wollte auch sie den Raum verlassen. Dabei fiel aber ihr Blick auf den Geldschrank, den zu schließen ihr Mann vergessen hatte. Sie drückte die Tür seufzend zu, versperrte sie und barg den Schlüssel in ihrer Tasche. —

Gegen zehn Uhr kam Kurt v. Siegsfeld, um die Damen abzuholen. Man wollte heute zu einigen Möbelhändlern fahren. Er sah elegant und schneidig aus wie immer und hielt einige prachtvolle Rosen in der Hand, davon er eine galant der Hausfrau überreichte, nachdem er ihre Hand an die Lippen gezogen hatte.

„Wo steckt denn aber mein Trudchen?“ fragte er dann mit zärtlich vibrierender Stimme.

„Sie liegt ... Kopfschmerzen ...“ stammelte die Gefragte ganz gebrochen. „Mein Mann liegt auch ...“

Der Ingenieur machte ein bestürztes Gesicht. „Wie? Beide liegen? Und Sie sehen aus, als ob Sie sich jeden Augenblick hinlegen wollten! Ja ... was ist denn geschehen?“

Frau Kille schlug die Hände vor das Gesicht. „Mein Gott! Mein Gott! Lieber Sohn ... mein Mann hat fast alles verloren ... fast alles ... an der Leipziger Bank.“

Der Ingenieur fuhr zurück. Einen Augenblick war's, als wolle er sich auf dem Absatz umdrehen und gehen. Gleich darauf aber trat er wieder an die Weinende heran und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Arme, liebe Mama!“ sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme. „Wie leid mir das tut! Nicht so sehr meinetwegen. Ich bin jung und habe was gelernt. Ich werde arbeiten und mein geliebtes Frauchen schon auch ohne Vermögen erhalten können. Aber Sie beide — — so in Ihren alten Tagen! Ist Ihnen denn gar nichts geblieben?“

„Kaum hundert ... tausend ...“ schluchzte Frau Kille. Ihre Tränen flossen nun nicht mehr bloß um den herben Verlust, sondern auch von Rührung über den Edelmut, den Herr v. Siegsfeld an den Tag legte.

„Nun also!“ rief dieser heiter. „Not leiden werden Sie ja nicht, wenn auch das meiste in die Binsen gegangen ist. Kopf hoch, Mamachen! — Wissen Sie was, lassen Sie mich die Aktien einmal sehen. Ich bin doch neugierig, wie so ein Vermögen, das über Nacht zu Wurstpapier geworden ist, aussehen mag.“

Auf wankenden Knieen schlich Frau Kille dem Schwiegersohn voraus an den Geldschrank, schloß auf und deutete fast mit der nämlichen Handbewegung auf den Inhalt, mit der vor einer halben Stunde ihr Mann ihn ihr gezeigt hatte.

„Da!"

Herr v. Siegsfeld blätterte flüchtig in den Unglückspapieren. Seine Miene wurde dabei immer finsterer. Die Unterlippe klemmte sich zwischen die Zähne, was dem ganzen Gesicht einen sehr harten Ausdruck gab.*)

Als er sich zurück zu Frau Kille wandte, war dieser Ausdruck aber wieder der innigsten Teilnahme gewichen. „Sie arme, arme Frau!" sagte er abermals. „Sie tun wirklich am besten, sich auch ein wenig hinzulegen, nach einem solchen Schlage! Ich gehe jetzt, da ich Trudchen doch nicht sehen kann. Geben Sie ihr diese Rosen und sagen Sie ihr, daß ich Nachmittags wieder komme oder schreibe."

Auf den Zehenspitzen ging er zur Tür. Die innigsten Segenswünsche der Hausfrau folgten ihm nach. Welch ein edler Mensch!

Und den hatte Kille so grundlos verdächtigt! —

Der edle Mensch kam aber am Nachmittag nicht wieder, sondern er schrieb. Es war ein kurzer, kühler Brief, in dem Kurt v. Siegsfeld erklärte, daß er nach reiflicher Überlegung sich habe entschließen müssen, ein Band aufzulösen, das unter so ganz anderen Voraussetzungen geknüpft worden sei. Er glaube dabei im Interesse Trudchens selber zu handeln. Bei ihren persönlichen Vorzügen werde es ihr nicht schwer fallen, in ihrem Kreise einen Gatten zu finden, der ihr ein ihrer würdiges Dasein bereiten könne. Er würde das wahr-

*) Siehe das Titelbild.

scheinlich nie können. Ein Ingenieur ohne Geschäftskapital bleibe eben sein Leben lang ein kärglich bezahlter Angestellter.

Wiederum wie zu Beginn des Ganzen hatte es den sonderbaren Anschein, als handle es sich um eine Herzensangelegenheit der Mutter, und die Tochter sei bloß teilnehmende Vertraute. Frau Kille brach förmlich zusammen unter diesem neuen Schlage. Trudchen weinte sich tüchtig aus und war dann wieder stark genug, die fassungslose Mutter zu trösten.

Vater Kille schien dieser äußeren Ruhe des Mädchens nicht recht zu trauen. Er schlich fortwährend um sein Kind herum und sah ihm ängstlich nach den Augen. Endlich faßte er sie einmal am Kinn und fragte beinahe furchtsam: „Trudchen ... sag mir die Wahrheit! Tut's gar zu weh?"

Das blonde Mädchen sah den alten Mann aus ein wenig trüben Augen an, aber sie lächelte tapfer dabei. „Weh tut's freilich. Aber später hätt' es noch weher getan. Ich bin beinahe froh, daß es so gekommen ist, solange es noch Zeit war."

Da arbeitete es in Vater Killes rundem Gesichte mächtig. Als ob er etwas ganz Besonderes sagen wollte, sah dieses Mienenspiel aus. Er sagte auch schließlich etwas, aber nichts Besonderes. Bloß die drei schlichten Worte: „Gott sei Dank!"

Frau Kille stand noch eine ganz besonders herbe Erfahrung bevor. Ihr Schützling, der edle, zartfühlende, feinsinnige, vornehme Herr v. Siegsfeld, hatte es sehr eilig, Trudchen eine Nachfolgerin zu geben, und diese Nachfolgerin war die beste Freundin seiner verflossenen Braut, Grete Baumann, eine hübsche und sehr reiche

Schlächterstochter, die er im Killeschen Hause kennen gelernt hatte. Dort ging er jetzt ein und aus wie etliche Monate früher bei Killes, umwarb die Tochter mit ritterlichen Huldigungen und bestach die Mutter, Frau Baumann, mit ganz den nämlichen Artigkeiten, die er früher Frau Kille erwiesen hatte. Der Verkehr zwischen den beiden Familien war natürlich sofort abgebrochen worden. Da aber Baumanns den Killes gerade gegenüber wohnten, so hatte Frau Kille öfter den Genuß, den früheren Bräutigam und die ehemalige Freundin ihrer Tochter miteinander über die Straße gehen zu sehen.

Eines Abends waren drüben in der Baumannschen Wohnung alle Fenster hell beleuchtet. Klavierspiel schallte über die Straße und Hochrufe. Offenbar wurde da drüben ein Fest gefeiert.

Das Dienstmädchen, das gerade Abendbrot eingeholt hatte, brachte die Aufklärung, was für ein Fest das war. „Bei Baumanns gibt's Verlobung," erzählte sie. Wer der Bräutigam war, sagte sie nicht. Das war auch nicht weiter nötig.

Als die Magd das Zimmer wieder verlassen hatte, ging Vater Kille auf seine Tochter zu, faßte sie am Kinn und fragte wie damals, als der Absagebrief gekommen war: „Tut's auch nicht gar zu weh, Trudchen?"

Mit zornsprühendem Blick entgegnete die Tochter: „Gar nicht mehr! Ich bin froh, daß ich ihn los bin."

Und die Mutter fuhr heftig dazwischen: „So ein gemeiner Schuft! Es ist ja geradezu ein Glück, daß du die Dummheit mit den Aktien gemacht hast, Vater. Besser, das Geld ist hin, als das Kind an solchen Menschen fortgeworfen."

Da nahm Herr Kille schweigend mit der einen Hand seine Frau, mit der anderen seine Tochter unter dem

Arm und führte sie an den Geldschrank. Mit zitternden Fingern schloß er auf und warf die schwere Tür zurück.

Die Mutter schrie laut auf. Sie hatte auf den ersten Blick die guten Papiere wieder erkannt, in denen das Killesche Vermögen von jeher angelegt gewesen war. In hohen Stapeln lagen sie da, die Konsols und die anderen mündelsicheren Werttitel, die faulen Aktien aber zum Kurse von 1,50 waren verschwunden. Keine Spur war von ihnen zu sehen.

„Kille!“ rief die aufgeregte Frau. „Ist es denn wahr?“

Der Hausvater nickte und schmunzelte und nickte wieder. „Wahr ist's. Sie waren bloß im Depot auf der Deutschen Bank.“

„Ja, aber die anderen ...?“

„Die hatte ich nach dem Krach gekauft, zum Kurse von 1³/₄. Ich konnte und konnte die Angst vor dieser Heirat nicht los werden. Da kam diese Pleite, und ich nahm sie für einen Wink unseres Herrgotts. In der Burgstraße gibt es eine Gaunerbörse, da werden solche feinen Papierchen gehandelt. Bauernfänger kaufen sie, Leute, die eine Schiebung machen wollen oder eine betrügerische Pleite. Dort hab' ich die Dinger hergeholt. Und, Gott sei Dank, sie haben ihre Schuldigkeit getan.“

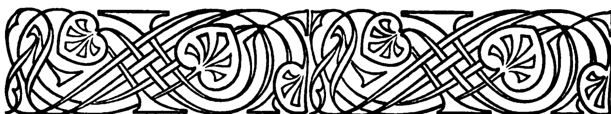
An diesem Abend wurde auch bei Killes ein Fest gefeiert und bei feenhafter Beleuchtung aller Zimmer Sekt getrunken. Herr Kille, der von der Verlobung drüben gewußt und sich vorgenommen hatte, den Seinen am selben Abend die Wahrheit zu eröffnen, hatte sich ein paar alte Freunde eingeladen, Leute, die sich mit Baumanns nicht standen. Diese kamen nun nacheinander an und vereinigten sich zu einer fröhlichen Tafelrunde, die sich vor Lachen wälzen wollte, als der Haus-

herr launig erzählte, auf welche hinterlistige Weise er den vornehmen Herrn Ingenieur los geworden war.

— — — — — — — — — — — —

Trudchen Kille hat die Enttäuschung längst völlig verwunden und ist jetzt wiederum glückliche Braut. „Er“ ist freilich kein Herr von hohem Rang und tönenden Titeln, sondern bloß der im Geschäfte seines Vaters tätige Sohn eines Bauunternehmers, eines der Freunde, die Vater Kille das Gegenfest zu der Verlobungsfeier im Baumannschen Hause feiern halfen. Da er aber ein gebildeter Mann ist, dazu ein Mensch von innigem Gemüt und seiner hübschen blonden Braut auf das innigste zugetan ist, so besteht alle Hoffnung, daß Trudchens Ehestand ebenso glücklich geraten wird, wie der Grete Baumanns unglücklich ausfiel.





Der Tornado.

Zur Charakteristik des nordamerikanischen Wirbelsturms.

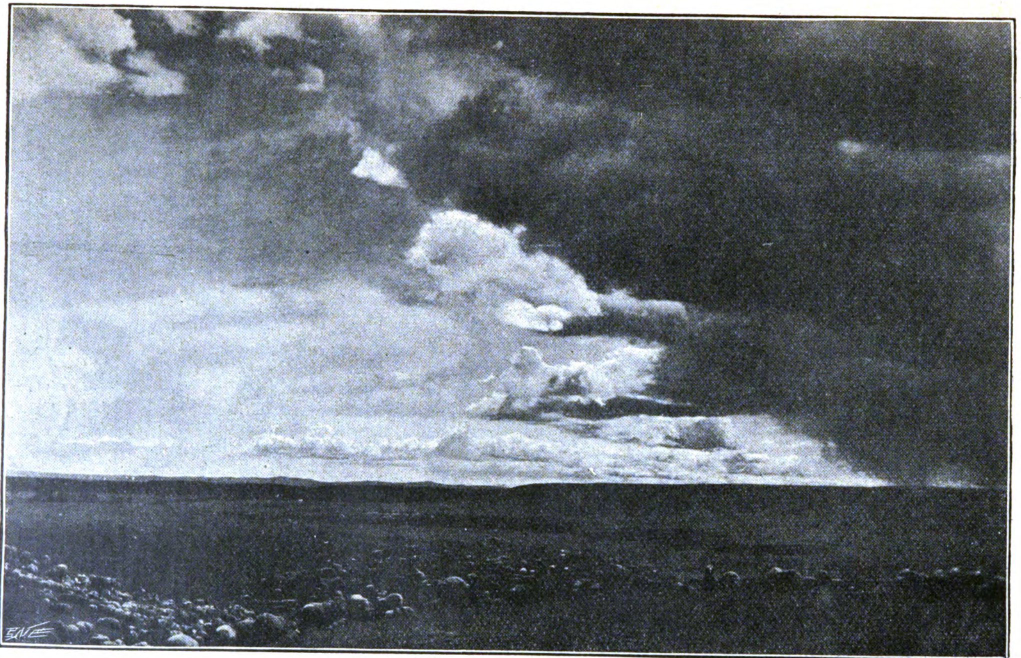
Von Klemens Richter.



Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Nach den furchtbaren Ausbrüchen der Vulkane auf Martinique und St. Vincent ist viel von den meteorologischen Folgeerscheinungen die Rede gewesen, die sich nach Katastrophen dieser Art über den ganzen Erdkreis ausdehnen können. Man nimmt an, daß die Massen vulkanischen Aschenstaubs, die sich bei solchem Ausbruch in die Luft erheben, durch die negative Elektrizität, mit der sie geladen sind, jahrelang verhindert bleiben, zur Erde zu fallen, und nun, von den Winden vertragen, im Dunstkreis des Erdballs umherziehen. Dies hat auch das allgemeine Interesse den Katastrophen in der Welt der Lüfte, den Wirbelstürmen, zugelenkt, die so oft mit rasender Schnelle über weite Strecken von Land und Meer sich verbreiten, bis die bei ihrem Ausbruch entfesselte Kraft ausgetobt hat.

Auf ein viel begrenzteres Ausdehnungsgebiet bleiben glücklicherweise die Wirbelstürme beschränkt, welche wegen der Heftigkeit ihres Ausbruchs die gefährlichsten sind, die Tornados. Nur in einem Teile von Nordamerika sind sie auf dem Kontinent heimisch, dem Länder-



Ein Tornado vor der Bildung der Sturmwolke.

gebiet östlich vom Mississippi, längs des Ohio, bis an die Küste des Atlantischen Ozeans. Für diese Länder bilden sie aber eine furchtbare Geißel — allein in dem letzten Jahrzehnt sind ihrer Zerstörungswut gegen dreitausend Menschen zum Opfer gefallen, und diese Zahl würde noch viel größer sein, wenn die Bewohner der den Tornados besonders ausgesetzten Gegenden nicht gelernt hätten, sich beim Nahen der Gefahr möglichst vor ihr zu schützen. Im gleichen Zeitraum ist an Herden, Häusern, Fabrikanlagen, Land- und Forstkulturen, Verkehrsmitteln aller Art u. s. w. für 26 Millionen Dollars Eigentum durch diese Wirbelstürme vernichtet worden.

Außer den Landtornados in den Vereinigten Staaten gibt es auch Seetornados, und zwar an den Westküsten von Afrika und Mittelamerika, wo sie der Schiffahrt oft ungeheuren Schaden bereiten. Aus Mittelamerika stammt die Bezeichnung tornado, das spanische Wort, das für den Wirbelsturm überhaupt gebraucht wird, für diese besondere Art desselben. In Nordamerika verwechselt der Sprachgebrauch sie leicht mit den Cyklonen, von denen sich die Tornados aber sehr wesentlich unterscheiden.

Unter Cyklonen versteht die Wissenschaft die über große Entfernungen sich ausdehnenden Stürme, deren Windmassen sich in einem Wirbel vorwärts bewegen, und zwar spiralförmig um ein Zentrum herum, in welchem es verhältnismäßig windstill bleibt. Der Tornado dagegen ist ein Luftwirbel von begrenzter Ausdehnung — der Durchmesser kann 100 bis 3000 Meter betragen — und gerade sein Zentrum entfaltet die heftige rotierende Bewegung. Alle Tornados, so verschieden ihr Verlauf sein mag, werden durch einen sehr kräftigen aufsteigenden Luftstrom gebildet, welcher in der Höhe seine Wasserdämpfe verdichtet. Auf diese



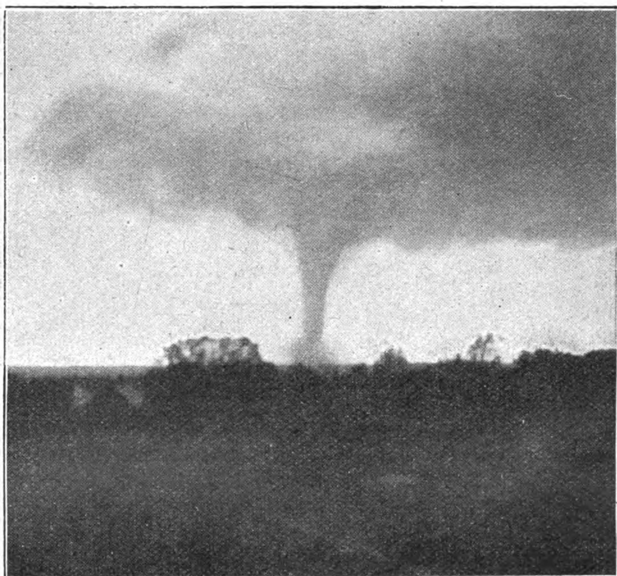
Der Wirbeltrichter des Tornados, der die Stadt Oklahoma zerstörte.

Weise entsteht die Sturmwolke, eine kleine schwarze Wolke, das sogenannte Ochsenauge, welche rasch zunimmt und sich in drehender Bewegung nach oben hin zu der Form eines Trichters erweitert, dessen Mündung sich zur Erde senkt. Dieser trichterförmige Luftwirbel, dessen Gestalt an die Rauchsäule eines Vulkans erinnert, bewegt sich in bestimmter Richtung stürmisch vorwärts und reißt alles empor, was er auf dem Boden berührt, wenn es seiner Kraft nicht zu widerstehen vermag.

Meist schreiten diese Sturmtrichter, deren Wesen mit dem der Windhosen oder Tromben verwandt ist, von Südwesten nach Nordosten mit einer Geschwindigkeit von 5 bis 27 Meter in der Sekunde vorwärts; ihre Bahn ist oft nur ein paar Kilometer lang, hat aber auch schon eine Ausdehnung von 1300 Kilometer gehabt. Ihr Auftreten ist am häufigsten in den Monaten April bis Juli beobachtet worden. Professor Willis Moore, der erste Vorstand der Wetterbureaus der Vereinigten Staaten, bezeichnet den Tornado als eine Folgeerscheinung der Cyklone. Er nennt ihn den heftigsten aller Stürme und hebt als seine Haupteigenschaften hervor: die trichterförmige Wolke, die heftige Kreisbewegung des Wirbels in einer dem Zeiger der Uhr entgegengesetzten Richtung, mit der Kraft, alles Greifbare von der Erde nach oben zu reißen.

Wir sind in der Lage, durch Bilder nach Photographien, die teils von der Erscheinung des Wolkentrichters, teils von Verheerungen des Tornados aufgenommen wurden, eine genaue Anschauung seines Waltens und seiner furchtbaren Gewalt zu geben. Unsere vier ersten Bilder zeigen verschiedene Stadien des Ausbruchs. Das erste, das einen Tornado im Entstehen zeigt — die friedlich weidende Herde im Vordergrund wurde durch den Sturm gänzlich vernichtet —

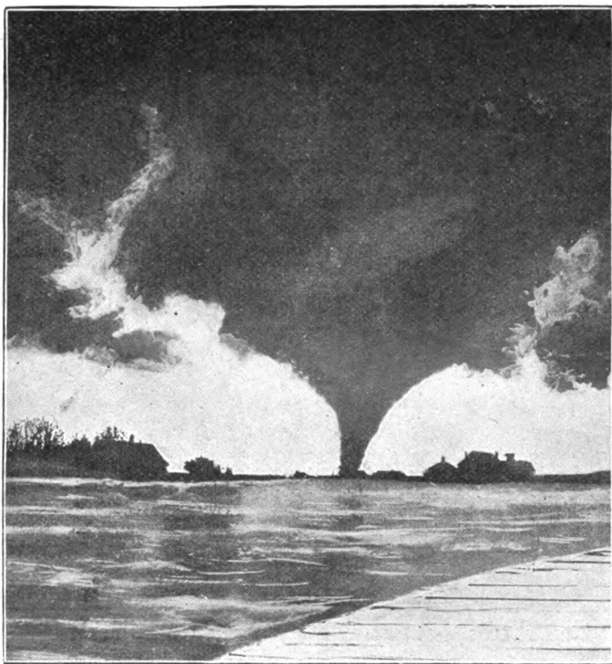
beweist, wie wenig sich ein solcher Ausbruch im voraus beobachten läßt. Niemand kann bei einem Tornado voraussagen, von wannen er kommt und wohin er geht. Die Wetterwarten, die sonst jede Art von Unwetter voraussagen, sind machtlos mit ihrer Kunst gegenüber



Ein Tornado 5 Kilometer vor Kingsley, Massachusetts.

diesen höllischen Improvisationen des Sturmdämons. Die praktische Erfahrung lehrt, daß dem Ausbruch gewöhnlich drückende Hitze vorausgeht, in deren schwüle Atmosphäre plötzlich kalte Windstöße fahren. Vereinzelte Wolken ziehen auf und über den Himmel hin. Die Bildung der „Sturmwolke“ erfolgt nach diesen Vorboten gewöhnlich am Nachmittag. Erst die Gestaltung derselben zur Trichterform, die sich unter dumpfem

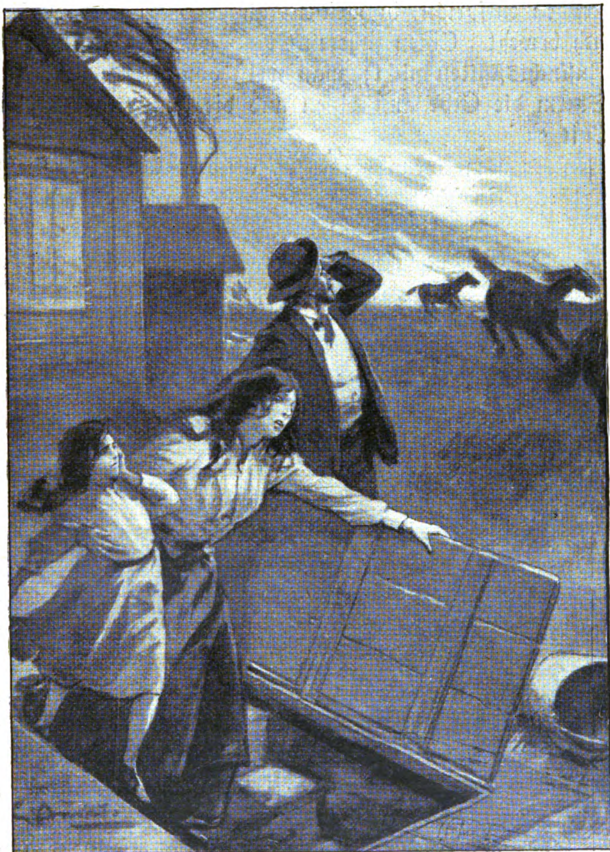
Dröhnen vollzieht, klärt die Bewohner der Gegend über die Gefahr auf, die nun in furchtbarer Geschwindigkeit ihnen naht. Ihr donnerndes Geknatter, ihr Anblick verbreitet panischen Schrecken.



Der Tornado vom 30. Mai 1899 dicht vor Kingsley.

Was diese Anzeichen bedeuten, weiß jeder, der in diesen Ländergebieten heimisch ist. Wer vom Tornado erfaßt wird, fliegt in wildem Wirbel um sich selbst gedreht hoch in die Luft und fällt erst nieder außerhalb des Bereiches der Trombe. Fällt der Betreffende dabei auf festen Boden, so kommt er selten mit bloßen Ver=

letzungen davon. „Rette sich, wer kann!“ ist also die Losung. Wer zu Hause weilt, flüchtet in den „Sturm-



Flucht in den Sturmkeller.

keller“. Da der Tornado die Häuser oft mit ihren Fundamenten emporreißt, so hat man diese Zufluchtskeller in die Erde gehöhlt. Den Eingang schützt eine

enge schwere Falltür; oft ist die Höhle auch so angelegt, daß sie in der Richtung offen steht, die derjenigen entspricht, in welcher sich der Tornado gewöhnlich bewegt. Einen sicheren Schutz gewähren auch diese Zufluchtsstätten nicht; man weiß von Fällen, daß der Sturm die Erde aufgerissen und die Flüchtlinge in die Luft entführt hat.

Wer vom Tornado im Freien überrascht wird, flieht natürlich so schnell er kann aus seinem Annäherungsbereich. Aber seine Bahn läßt sich kaum berechnen, und so mancher, der sich schon sicher fühlte, ist doch von dem grausigen Wirbel gepackt worden.

Meist sind die Sturmwolken völlig schwarz, doch variiert die Farbe, und es wird von purpurroten, gelben, grauen, weißen Tornados berichtet. Nicht immer ist auch die Gestalt trichterförmig, bisweilen nähert sie sich der zylindrischen Form, auch von kugelförmigen Wirbelwolken erzählt die Chronik. Sie berühren keineswegs immer den Boden gleichmäßig; bisweilen ist die Vorwärtsbewegung eine sprunghafte wie die eines rollenden Balls, der im Auslaufen ist, oder eines flachen Steins, den man auf einer glatten Wasserfläche tanzen läßt. Der „Trichter“ des Tornados, der 1897 Topeka in Kansas heimsuchte, berührte die Erde überhaupt nicht. Er hatte eine Breite von 40 Meter, war deutlich sichtbar und hörbar, fuhr aber in Häuserhöhe über die Stadt hin. Er hob den Gebäuden die Dächer ab, entführte Schornsteine und riß Erker mit fort, tat aber sonst keinen Schaden:

Wie wir einem Bericht von William B. Willson entnehmen, entkam im Mai 1896 ein Bürger von Sherman in Oklahoma, der in die Luft gewirbelt worden war, der Katastrophe mit dem Leben. Er kam sanft genug nieder, so daß er nur einige Abschürfungen da-



Das Geschäftsviertel von Kirksville, Missouri, am Tag nach dem Sturm.

vontrug. Er war nicht sehr hoch gehoben und einige hundert Meter weit vorwärts getragen worden. Dieser Mann befand sich im Freien auf unebenem Gelände, als die merkwürdige Lufterscheinung auf ihn zukam. Die Wolke hatte eine fast kugelförmige Gestalt, es war ihm, als rolle sie wie eine Kugel aus Dampf auf ihn zu. Die Höhe schätzte er auf über 200 Meter, die Bewegung schien ihm nur langsam. Stieg das Gelände an, so verbreiterte sich die Berührungsfläche der Wolke auf dem Boden. Magisch von der Erscheinung gefesselt, sah der Zeuge ihrem Nahen entgegen, statt zu fliehen, da er sich außerhalb ihrer Bahnlinie glaubte. Was immer der rollende Wolkenball auf der Erde berührte, riß er empor: Häuser, Bäume, Kamine. Die ganze Dunstmasse schien erfüllt von Balken, Steinen, Stämmen, die in ihr chaotisch durcheinanderflogen. Als der Ball das dem Zeugen zunächst gelegene Haus erreichte, hob sich dasselbe, ohne zu zertrümmern, aus seinen Fundamenten empor, erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß über dem Boden barst es auseinander wie eine explodierende Bombe.

Eine ganz eigentümliche Tornadokatastrophe wurde vor einigen Jahren aus Pawnee County, Kansas, berichtet. Dort waren nebeneinander neun Sturmwolken in Tätigkeit, von denen je drei sich in derselben Richtung vorwärts bewegten. Sie hoben und senkten sich dabei in der beschriebenen Weise. Nur wo die Wolken auf die Erde stießen, entfalteten sie ihre furchtbare Wirkung.

An den gewaltigen Steinmassen der Häuserquadrate großer Städte scheint die Gewalt des Tornados zu scheitern, dagegen ist es keineswegs die Regel, daß Häuser von leichter Bauart ihm eher zum Opfer fallen als die massiven. 1895 fuhr ein Tornado über St. Charles

in Illinois, wobei vier Menschen umkamen. Die Häuser des Orts waren aus Holz gebaut bis auf eine große steinerne Mühle. Diese allein griff der Wirbelsturm heraus und legte sie in Trümmer. Ähnlich verlief ein Tornado in Alabama. Während alle Wohnhäuser des



Abgedeckte Häuser in Lawrence, Massachusetts.

Orts unverletzt blieben, mußte das massive Schulhaus dem Angriff erliegen.

Einer der heftigsten Tornados der letzten zehn Jahre war jener, der im April 1899 den größten Teil der Stadt Kirksville in Missouri zerstörte. Unsere Abbildung zeigt ein Stück des Trümmerfeldes; die Photographie wurde am Tage nach der Katastrophe aufgenommen. Der Trichter der Sturmwolke schien beim Herannahen, wie ein Augenzeuge berichtet, den Boden zu berühren. Ein knatterndes Geräusch, ähnlich dem, das ein Schnellzug beim Befahren einer eisernen Brücke verursacht, be-

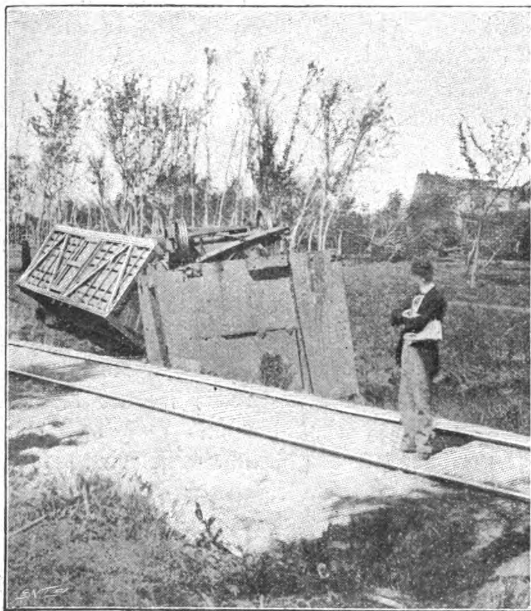
gleitete die wirbelnde Bewegung. Dicht vor der Stadt schien sich die Sturmsäule von der dunklen Wolke über



Fundamente zerstörter Häuser in Grinnell, Iowa.

ihr abzulösen und allein vorwärts zu schießen. Ein furchtbar dröhnendes Brausen — dann war die Luft ringsum gefüllt mit einem schauerlichen Durcheinander

von umherwirbelnden Gegenständen, von Bäumen, Dächern, Gittern, Wagen, Balken, Hunden, Pferden, aber auch Männern, Frauen, Kindern. Das Auge konnte den Einzelheiten kaum folgen. Viele Häuser wurden vom Dach bis zum Keller unverletzt gegen



Trümmer eines vom Tornado erfassten Eisenbahnzugs nach der Katastrophe von Grinnell.

50 Fuß emporgehoben, um dort erst, wie von einer Explosion, zu zerbersten. Das ganze Vernichtungswerk war in wenigen Minuten getan. Leichen und Trümmer bedeckten die Walstatt. Ein furchtbarer Regenguß, durchheult von heftigem Wind, folgte dem Wirbelsturm. Die am Leben gebliebenen Bewohner konnten sich beim

Durchmustern der Schreckensstätte von einigen besonderen Kraftleistungen des Tornados überzeugen. Große Balken waren mit solcher Wucht aus der Höhe herabgeschleudert worden, daß sie metertief im Boden steckten. Schwere Steinplatten hatten sich in die Stämme alter Bäume gebohrt. Brunnen von 40 bis 50 Fuß Tiefe waren ausgetrocknet. Die Schnelligkeit dieses Tornados war besonders groß. Sie wurde auf 60 bis 80 Meilen die Stunde berechnet.

Daß Menschen vom Tornado in die Luft gehoben werden und dann doch unverletzt wieder zur Erde gelangen, kommt übrigens, wie bereits erwähnt, manchmal vor. Auch bei der Katastrophe von Kirksville kamen zwei Frauen und ein Kind auf diese Weise mit dem Leben davon. Unser Bild aus Lawrence (S. 107), Massachusetts, das zwei vom Tornado abgedeckte Häuser zeigt, läßt uns links die Schlafgemächer einer Familie sehen, welche unverletzt blieb, obgleich der Sturm die Mauer wegfegte. Der Tornado, welcher die Stadt Grinnell in Jowa heimsuchte und auch das dortige College zerstörte, trat glücklicherweise ein, als nur wenige Schüler in dem Gebäude anwesend waren, die freilich bei dem Zusammensturz ums Leben kamen.

Merkwürdig ist, wie scharf sich oft die Flugbahn des Tornados auf den Trümmerfeldern abgrenzt, die er hinterließ. Oft stehen völlig unverletzte Häuser neben der Grenze, die mit den Ruinen der Nachbarhäuser bedeckt ist. Nach einem Tornado in Michigan fand sich die eine Hälfte einer Baumallee glatt wegrasiert, während die andere Baumzeile stehen geblieben war. Anderwärts war Laub und Rinde auf der einen Seite der Bäume vom Tornado weggerissen worden, während die andere Seite sich unverletzt zeigte.

Wie bei fast allen tragischen Vorgängen auch der

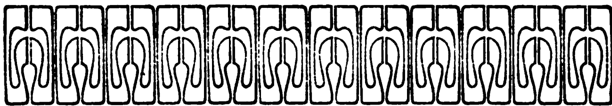


Kirksville, Missouri, nach dem Sturm.

Humor nicht fehlt, so weiß die Chronik dieser Unglücksfälle von manchem komischen Zwischenspiel zu berichten, das der Tornado angerichtet hat.

Man braucht sich nur auszumalen, was dieser Wirbelwind nicht alles durcheinanderbringt und an Orte versetzt, wo die betreffenden Gegenstände wirklich nicht hingehören. So wurde ein Klavier aus dem Zimmer des Hauses, mit dem es in die Luft geflogen war, sänftlich in dem Hof eines Hammerschmieds niedergesetzt. Firmenschilder in den Zweigen von Bäumen, Wirtshausabzeichen auf Kirchendächern müssen dem Beschauer mitten in der tiefsten Erschütterung ein Lächeln abgewinnen. In seiner tollen Laune kann der furchtbare Dämon des Wirbelsturms auch gelegentlich Gutes stiften, wenn er zum Beispiel etwa die Truhen eines Geizhalses in die Hütten der Armut leert.





Die Gesellschaftsreise.

Novelle von Emma Merk.



An einem Märztage, als wieder die Sonne in die Zimmer schien, als man die ersten Amselstimmen in den Gärten Münchens hörte, hatte Helene Werbach sich mit einem plötzlichen Erschrecken gesagt, daß es so nicht weitergehen könne. Sie durfte nicht länger in dem grauen Stumpfsinn fortvegetieren, in den sie sich seit dem Tode ihrer Mutter eingesponnen hatte. Sie brauchte andere Luft, neue Eindrücke! Sie mußte heraus, mußte sich zwingen, dem Leben wieder Interesse abzugewinnen.

So schwer ihr auch das Losringen werden würde, der Entschluß, der ihr ganz plötzlich, wie mit zwingender Gewalt aufgetaucht war, stand fest: sie reiste für ein paar Wochen nach Südtirol, an den Gardasee, nach Italien.

Sonne wollte sie, Licht, Lebensfreude!

Sie war mit ihren achtundzwanzig Jahren doch noch zu jung, um die Tage wie ein Pensum an sich vorübergleiten zu lassen, das abgearbeitet werden müßte, das man gern möglichst bald beendet hätte.

Es konnte doch noch recht lange währen!

Sie wunderte sich oft selbst, daß ihre Gesundheit unerschüttert geblieben war von all dem Seelenleid, das sie jahrelang ertragen hatte, daß ihr Gesicht noch glatt und blühend war, ohne Falten und herbe Schatten, ihr Haar noch braun und dicht. Man las so oft von Menschen, die über Nacht schneeweiß geworden waren. Über sie war doch auch das Furchtbare so jählings hereingebrochen, daß sie sich seelisch wie ergraut und zerknittert fühlte! —

Solange die Mutter noch lebte, hatte sie ja Selbstvergessenheit gefunden in der völligen Aufopferung für die kränkelnde, vom Schicksal so tief gebeugte Frau. Die beständige Sorge, das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung hatte sie in Spannung gehalten und ihre Gedanken so ausgefüllt, daß sie kaum einen Blick über ihr Heim, über die nächste Zukunft hinaus gewagt hatte.

Als dann die guten Augen sich für immer geschlossen, als das eine Wesen, dem sie unentbehrlich geworden, sie auch verlassen hatte, da war die große Müdigkeit über sie gekommen, das dumpfe Hinbrüten, die bleierne Gleichgültigkeit, die sie wie ein dichter, schwerer Nebel einhüllte, wie ein Nebel, der immer höher und höher stieg, in dem sie zu ersticken meinte, aus dem sie sich retten mußte um jeden Preis. —

„Aber Helenchen! Was für eine Idee! Verreisen willst du? Ganz allein! Das geht doch nicht!“ seufzte ihre Tante, die immer etwas weinerliche Geheimrätin. „Warte doch, bis du einen passenden Anschluß findest!“

„Nein, ich werde nicht warten. Ich will jetzt fort!“ erklärte Helene mit einer Energie, über die ihre Verwandte befremdet den Kopf schüttelte.

Auch die wenigen Bekannten, mit denen sie noch verkehrte, wollten an die Reisepläne nicht recht glauben.

Sie hatten sich alle daran gewöhnt, in einem mitleidigen Ton zu ihr zu sprechen, voll Bedauern und Anteilnahme. Bisher hatte sie auch diesen larmoyanten Ton, diese beklagenden Mienen ruhig über sich ergehen lassen. Nun empörte es sie mit einem Male, daß sie immerfort ein Gegenstand des Mitleids sein sollte, daß man so gar nicht verstand, wie namenlos sie sich nach Frohsinn und Heiterkeit sehnen mußte.

Der einzige, der ihr zu ihrem Entschluß gratulierte, war Doktor Ruthard, der Rechtsanwalt, der die Anwaltskanzlei ihres Vaters übernommen hatte.

Sie wohnte noch in demselben Hause, in dem die Bureaus waren — freilich nicht mehr in dem großen, eleganten ersten Stockwerk, sondern im dritten, in ein paar Zimmern, ganz vollgepfropft mit den alten Möbeln. So begegnete sie dem Nachfolger ihres Vaters zuweilen auf der Treppe; dann sprachen sie ein paar Worte miteinander, und er stand noch immer mit derselben ehrerbietigen Haltung vor ihr wie einst vor der Tochter seines Chefs, des hochangesehenen Justizrats Werbach.

Die anderen alle, wie hatten sie sie beleidigt, gedemütigt durch die plötzliche Veränderung in ihrem Benehmen, wie vergeßlich, wie kurzsichtig waren sie geworden von einem Tag zum anderen, wenn sie auf der Straße an ihnen vorüberkam!

Ach Gott! Als junges Ding da hatte sie gerade über den braven Ruthard so übermütig gespottet. Hübsch war er ja nicht, wirklich nicht. Die vortretende Stirn, die tiefliegenden Augen, die schweren, dunklen Brauen, die untersetzte, breite Gestalt. „Der Bullenbeißer“ hatte sie ihn in ihrem Übermut genannt, und das war in ihrer Familie auch Ruthards Spitzname geblieben. Nun hatte sie es ihm oft im stillen abgebeten.

Auch jetzt wieder, als er mit einem förmlichen Jubel rief: „Das ist vernünftig, gnädiges Fräulein, daß Sie sich endlich ein wenig herausreißen! Ich habe Ihnen schon lange raten wollen zu einer Reise — vor Ihrem traurigen Gesicht kam mir's zudringlich vor! Aber nun führen Sie's nur auch wirklich aus! Sie sollten sich einer Reisegesellschaft anschließen, denn ganz allein, das taugt nicht für Sie!"

Am selben Abend schickte er ihr seinen Baedeker zum Nachlesen. Lange saß sie bei ihrer Lampe und blätterte in dem Buche.

Bozen — Meran — Riva — Verona — Venedig! Über all den Namen lag es wie ein Schimmer von Sonne und Frühling. Aber ihr wurden die Augen feucht, Tränen rannen ihr über die Wangen herab, und endlich barg sie das Gesicht in ihre Hände und weinte bitterlich.

Es war ihr, als beuge sich neben ihr ein schöner, junger Männerkopf auf die Seiten herab. Sie hörte eine zärtliche Stimme flüstern: „O Schatz! Süße! Ich wollte, wir gingen da schon, Hand in Hand, in seliger Zweieinsamkeit!"

O diese Erinnerungen, die vor dem Buch erwachten! Sie sah sich wieder, wie sie einst gewesen: verwöhnt, gefeiert, geliebt, mit dem lachenden Zukunftsglauben ihrer zwanzig Jahre, mit ihrer unerschütterlichen Glückszuversicht.

Als sie zum letzten Male diesen Baedeker von Südtirol in der Hand gehalten hatte, da war ihr Bräutigam an ihrer Seite gewesen, der Freiherr v. Thüngen, den sie im Regiment den „schönen Hanno" nannten, und sie hatten in ausgelassener Stimmung beraten, wohin die Hochzeitsreise sie führen sollte.

Selten war wohl über ein junges Geschöpf, das

so in Glanz und Licht und Jubel aufgewachsen war wie sie, mit einer so wilden Wucht die Tragik hereingebrochen.

Erst noch ein Fest in ihrem Hause, bewundernde Augen, wohin sie blickte, Glückwünsche auf allen Lippen, sie selbst wie berauscht von Liebe, warm erglühend unter den Küssen des Geliebten. Darauf wenige Tage lang Gewitterschwüle, dumpfe Gerüchte, banges Schweigen im Hause, der Vater von nervöser Reizbarkeit, ihr Hanno verschlossen, bleich, verstört.

Dann der Zusammenbruch der großen Aktiengesellschaft, bei der ihr Vater Aufsichtsrat und Rechtsbeistand gewesen war.

Es stand in den Zeitungen, sie las es, verstand aber noch nicht, was es für sie bedeutete.

Aber es war doch um sie her beklemmende Angst, etwas Furchtbares lag in der Luft.

Am nächsten Morgen saßen sie und die Mutter mit fahlen Gesichtern am Frühstückstisch und warteten auf den Vater, wagten nicht zu reden, kaum zu atmen, ja sie vermieden es, sich in die Augen zu sehen. Sie wußten, daß sie beide zermartert wurden von einer wachsenden, grauenhaften Furcht, von einer todesbangen Ahnung.

Der Mutter hatte dann eine barmherzige Ohnmacht den entsetzlichen Anblick erspart; sie aber hatte das starre, verzerrte Gesicht des Vaters gesehen, als man mit Gewalt das Zimmer öffnete, in dem er sich eingeschlossen, um ein Ende zu machen. Sie hatte den Mut haben müssen, ihm die Lider herabzudrücken über die gebrochenen Augen, deren qualvollen Ausdruck sie nie, nie wieder vergessen konnte.

O die Schmach, die dann über sie und ihre arme Mutter, über die unschuldigen Angehörigen des Toten

hereingebrochen war! Ihr Name stand am Pranger! Ihr Name war in aller Mund und wurde nur genannt mit wilder Entrüstung, mit einem zornigen Fluch!

Auf den Vater, der sich selbst gerichtet hatte, wurde nun die Schuld gehäuft — bergehoch; alle deuteten auf den Toten und gaben ihn preis, um die eigene Ehre zu retten. Der Justizrat Werbach, der glänzende Redner, hatte den Aufsichtsrat der Aktiengesellschaft mit seiner unwiderstehlichen Dialektik zu blenden gewußt. Er hatte gewußt, wie schlimm es stand, er hatte Einblick gehabt, er hatte geschwindelt im Verein mit den Direktoren. Er hatte die Aktionäre angelockt durch seinen Namen, durch seine überzeugende Sicherheit. Die übrigen Aufsichtsräte waren alle mit einem Male unschuldige Lämmer, die von einem tückischen Verführer auf gefährliche Bahn gelockt worden waren. Selbst die Direktoren, die wegen falscher Bilanz in Untersuchungshaft saßen, die jahrelang mit fremdem Geld gepraßt und geschwelgt, verschanzten sich hinter dem wehrlosen Toten. Werbach habe ihnen Mut gemacht, Werbach wäre der leichtsinnige Sanguiniker gewesen, der immer auf eine günstige Wendung vertröstete, der sie weiter fortgerissen habe auf dem schwanken Boden. Ohne ihn hätten sie längst die Karten auf den Tisch geworfen und gezeigt, daß das Spiel verloren war.

Das große, glänzende Vermögen des Justizrats mußte hingeopfert werden; der Frau verblieb nur ein kleines Kapital, das noch ihr Vater als ihr Vorbehaltsgut für sie gesichert hatte. Von der bescheidenen Rente hatte sie mit ihrer Tochter ihr Leben zu führen, nach dem sie vorher an fürstlichen Luxus gewöhnt gewesen.

Und in dem großen Krach, in dem Zusammensturz, der so viel Besitz, so viel mühsam Erworbenes, so viele

Existenzen zertrümmerte, war auch Helenes Herzensglück mitbegraben worden.

Sie selbst hatte ihrem Verlobten sein Wort zurückgegeben. Und er — er war nicht der Held und Recke gewesen, der, allen den Verwünschungen und Schmähungen zum Trotz, die Tochter des Selbstmörders in die Arme nahm und sie deckte und rettete mit seinem Namen. Er schrieb ihr rührende Abschiedszeilen, aber es blieb bei dem Lebewohl, das sie selbst ihm gesagt. Er war bald darauf, wohl auf seinen Wunsch, versetzt worden, und sie hatte ihn nie mehr wiedergesehen. Aber sie wußte, daß auch ihm das Herz geblutet hatte, daß auch er schwer getroffen worden war.

Ihr wäre besser gewesen, wenn sie ihn gründlich hätte verachten können, wenn sie erkannt hätte, daß er ein Glücksritter war, der ein reiches Mädchen begehrte, der sie verließ, weil sie ihre Mitgift verloren. Aber weder in der Tiefe ihres Jammers, noch Jahre später, bei ruhiger Überlegung, hatte sie daran gezweifelt, daß er sie geliebt hatte. Sein Ehrgeiz als Offizier, sein Stolz auf seinen Namen, sein Abscheu vor jedem moralischen Makel hatten ihn gezwungen, sich von ihr loszureißen. Vornehm, hocherhobenen Hauptes, unberührt von allem Häßlichen und Gemeinen, hatte er immer vor ihr gestanden; sein Stolz gehörte zu seiner Persönlichkeit wie seine edlen Züge, wie seine schlanke, elastische Gestalt. Er war derselbe geblieben, nur sie — sie war hinabgeglitten in die Tiefe und reichte nicht mehr zu ihm empor. Weil sie ihn verstand, sich so ganz in sein Wesen hineinzudenken vermochte, darum konnte sie ihn nicht hassen, darum hing ihr armes Herz noch immer an ihm mit treuer, schwärmerischer Erinnerung.

Nie konnte sie einen anderen lieben, niemals!

Das hatte sie sich in ihrer ersten Verzweiflung,

todeswund und verstört, bekannt. Das war ihr festeingewurzeltes Gefühl heute noch, nach acht langen, sonnenlosen Jahren. Ihr war Liebe unzertrennlich mit der Bewunderung für körperliche Schönheit. So unvergeßlich hatte sich ihr das vornehme Antlitz eingeprägt, die leuchtenden Augen, der feingeschnittene Mund, dessen Küsse sie aus ihrem kindlichen Hindämmern geweckt, daß der Gedanke an jede andere Berührung ihr Grauen, Entsetzen erweckte.

Nein, für sie gab es kein Glück mehr. Er, nur er, der sie verlassen, hätte sie zu einem seligen Weib machen können. Ihn hatte sie geliebt! Ihn liebte sie immer noch!

Das war ihr tiefstes Elend.

Mit einem Stöhnen sprang sie auf und trocknete ihre brennenden, nassen Augen.

Sie durfte ja nicht immer über das Alte, Verlorene nachgrübeln! Doktor Ruthard hatte ganz recht, wenn er ihr geraten, sich einer Gesellschaftsreise anzuschließen. Die Einsamkeit war Gift für sie. Sie brauchte neue Eindrücke, neue Bilder, neue Menschen!

In den ersten Apriltagen fuhr sie von München fort.

Ein junger Österreicher, ein höflicher, aufmerksamer Herr, der sich als Fritz Ploner vorstellte, begrüßte sie am Bahnhof. Er hatte bei der Reisegesellschaft das Amt eines Reisemarschalls, Cicerones und Führers und mußte den Beteiligten alle Scherereien mit dem Gepäck, mit der Unterkunft und so weiter abnehmen, die Abfahrt bestimmen, tunlichst allen Wünschen der seinem Schutze Anvertrauten Rechnung tragen.

Doktor Ruthard war noch auf den Bahnhof ge-

kommen, um ihr gute Reise zu wünschen, hatte ihr Zeitungen gebracht und sie gebeten, sich an ihn zu wenden, wenn sie irgend etwas nachgeschickt haben wolle.

Wie aufmerksam er doch immer für sie war, wie herzlich er ihr beim Abschied die Hand drückte!

War seine Güte auch nur verstecktes Mitleid oder hatte er wirkliches Interesse für sie?

Sie sann, förmlich erschrocken und beklommen, über die Frage nach, während der Zug hinausglitt in die einförmige, flache Gegend, über der ein grauer, trübseliger Himmel lag.

Es schien ihr wie Befreiung, daß sie fort kam, weit fort von diesen warmen, bittenden Augen, die ja doch keine Macht haben konnten über ihr armes Herz, das so unverbrüchliche Treue hielt, das nicht vergessen konnte und wollte.

Die Fahrtgenossen, denen sie unterwegs vorgestellt wurde, verursachten ihr eine gelinde Enttäuschung. Es war ja wohl naiv gewesen, aber sie hatte wirklich eine interessantere Gesellschaft erwartet. Nun saß sie unter etlichen zwanzig älteren Herren und Damen mit recht alltäglichen Gesichtern. Rührend waren allerdings zwei grauhaarige, vollständig gleichgekleidete Schwestern, beide Lehrerinnen, die einander immer wieder bei der Hand faßten und sich mit feuchten Augen zunickten: „Du, Klara, es ist wirklich wahr! Wir sind unterwegs nach Italien!“

„Ach, Maria, ich meine immer noch, ich träumte nur!“

Als es dann draußen immer heller und lichter wurde, die anmutige Landschaft mit einem blassen Frühlingsschimmer hereingrüßte, kam über Helene auch eine so dankbare Vorfreude, daß sie ihre Nachbarn mit mehr Wohlwollen betrachtete.

Es waren doch immerhin neue Menschen, die zum Glück nicht wußten, wer sie war, von denen sie keine Teilnahme befürchten mußte. Und sie befanden sich alle in einer rechten Feiertagslaune, froh, ihrer Alltagswelt entrückt zu sein, von Arbeit und Pflichten frei, sich ein paar Wochen lang erinnerungsreichen Lebensgenuß vergönnen zu dürfen.

Sie nahm sich ernstlich vor, es den anderen gleich zu tun und sich mit möglichst viel Humor in die Umgebung zu schicken, mit der sie nun alle die kleinen Reiseerlebnisse zu teilen hatte.

Ein hagerer Herr, ein Philologe aus Halle, hatte sich jedenfalls trefflich vorbereitet und unterrichtet. Er fing schon jetzt an zu dozieren, wußte genau über die Gegend und über jedes geschichtliche Ereignis Bescheid, das sich jemals hier abgespielt hatte, und schien sehr geschmeichelt, daß sie ihm mit Geduld zuhörte. Sein Gegenüber, ein rundlicher Rentier aus Würzburg, der schon bei der Abfahrt erzählt hatte, daß er Witwer sei und nur reise, weil ihn sein einsames Heim langweile, vertrat mehr die kulinarischen Interessen. Er seufzte, daß der Zug keinen Speisewagen mitführte, und sprang in Kufstein, wo das lang von ihm ersehnte Mittagessen bereit stehen sollte, in wilder Hast aus dem Wagen, um in der gemessenen Zeit möglichst viel sich einzuverleiben.

Helene war zerstreut von dem unruhigen Treiben, von dem Lärmen und Drängen in der Zollhalle; sie, die gewöhnt war, mutterseelenallein ihre Mahlzeiten einzunehmen, fand die Massenabfütterung unter all den aufgeregten Menschen so wunderlich, daß sie nur wenig aß, sich aber über ihre Nachbarn im stillen amüsierte und heiter angeregt den Wagen wieder betrat.

Als sie sich auf ihren Platz niederlassen wollte, stockte ihr fast der Herzschlag.

Auf der anderen Seite, ihr gegenüber, auf dem Rückplatz am Fenster — der hochgewachsene Mann im grauen Reisemantel ...

Spielte ihre Phantasie ihr einen Possen? Täuschte sie eine Ähnlichkeit?

Mit starren Augen, totenblaß, blickte sie auf den Mitreisenden.

Aber sie hörte wirklich den Namen an ihr Ohr klingen: „Freiherr v. Thüngen.“ Und die hohe Männergestalt erhob sich und grüßte mit kühler Höflichkeit. Sie erinnerte sich nun auch, daß von einem Herrn die Rede gewesen, der früher weggefahren war, um in Brannenburg einen Freund zu besuchen und der sich ihnen erst in Kufstein anschließen sollte.

Er gehörte also zu ihrer Reisegesellschaft! Mit ihm zusammen sollte sie nach Südtirol fahren, nach Venedig — denselben Weg, den sie einst als Hochzeitspaar hatten machen wollen!

Das war ja unmöglich, undenkbar!

Wenn der Zug sich nicht in Bewegung gesetzt hätte, so wäre sie am liebsten gleich zurückgeblieben. Nun mußte sie wohl oder übel bis Innsbruck mit. Aber dort wollte sie sofort Herrn Ploner in Kenntnis setzen, daß sie nicht weiter teilnehmen könne. Der Freiherr selbst würde die gemeinsame Fahrt für unmöglich erachten. Es handelte sich nur darum, wer zurückstehen sollte: er oder sie.

O, es war teuflisch, daß der Zufall gerade sie beide zusammengeführt hatte!

Warum Thüngen übrigens nicht lieber mit Kameraden über den Brenner fuhr? Es sah ihm so gar nicht ähnlich, sich einer Reisegesellschaft anzuschließen. Er war doch sonst so reserviert, so empfindlich gegen jede Annäherung von Menschen, die keinen Namen hatten!

Sie hielt die Augen auf die Landschaft gerichtet, er sah zur anderen Seite hinaus. Aber einmal, als ihre Nachbarin, eine gesprächige Sächsin, eine Frage an sie richtete, da fiel ihr Blick doch auf sein Gesicht, das gerade hell von der Sonne beleuchtet war.

Ja, das war das klassische Profil, das sie heimlich so oft zu zeichnen versucht, die schlanke Nase, die edlen Linien der Stirne, der weichgewölbte Mund mit dem dunklen Schnurrbart, das schön gemeißelte Kinn.

Er glich noch immer dem Augustuskopf in der Münchener Glyptothek. Aber sein Haar war etwas ergraut. Um seine Lippen lag ein finsterer Zug. Das Strahlende, Sonnige hatten die Jahre aus seinem Gesicht fortgewischt. Die antike Heiterkeit und Lebensfreudigkeit von einst fehlte ganz. Ein müder, moderner Mensch schien er nun, mit kranken Nerven und einer leisen Blasiertheit.

Unwillkürlich stimmte es sie weich und sanft gegen ihn, daß er, auch er, am Leben gelitten hatte. Sie fühlte, daß es sie namenlos erbittert haben würde, ihn als einen Glücklichen, Frohen, Lachenden wiederzusehen.

Was ihm wohl geschehen war, daß er so düster und freudlos vor sich hin schaute, daß er den Kopf nicht mehr so hoch trug wie ehedem?

Eine Enttäuschung in der Liebe oder in seinem Beruf?

Sonnige Dörfchen, Burgruinen, grünende Wiesen, knospende Bäume, schneebedeckte Berge flogen an ihrem Blick vorüber, der Doktor aus Halle hielt wieder einen Vortrag, die Sächsin, die sich mit einem älteren Ehepaar aus München angefreundet, erzählte ihre Lebensschicksale, der dicke Rentier hoffte auf einen guten Kaffee in Innsbruck.

Helene aber sah und hörte das alles nur wie im

Traum. Sie dachte nur immer das eine: daß dieses Dahingleiten, dieses einlullende Schnauben und Brausen bald ein Ende haben würde, daß sie dann völlig wach sein und handeln müsse, daß ihr vielleicht eine Unterredung mit dem Manne bevorstand, den sie nie vergessen, dem sie nie wieder hätte begegnen dürfen, wenn das Schicksal barmherzig gegen sie gewesen wäre.

Als man in Innsbruck den Wagen verließ, trat Ploner auf sie zu und flüsterte: „Herr Baron v. Thüngen bittet das gnädige Fräulein um ein paar Worte im Wartesalon.“

Sie zog den dichten weißen Schleier über ihr Gesicht, damit er nicht sehen sollte, wie erregt sie war. Sie kämpfte die Unruhe, das dumme Herzklopfen nieder, so gut sie konnte. Zum Glück war die Umgebung, die ganze Situation sehr nüchtern. Kofferträger, Zeitungshändler, ungeduldige Reisende, übellaunige Bahnbeamte, das Schreien und Lärmen, kurz, die ganze stimmungslose Prosa eines Bahnhofs.

Er verbeugte sich vor ihr, sehr tief, sehr ehrerbietig.

„Ich habe wohl bemerkt, gnädiges Fräulein, daß mein unerwartetes Auftauchen in der Reisegesellschaft Sie erschreckte. Ich hatte natürlich keine Ahnung. Aber ich sehe wohl ein, daß meine Nähe Ihnen peinlich sein wird, und bin bereit, auszuscheiden. Es handelt sich nur um einen plausiblen Grund diesem Herrn Ploner gegenüber.“

„Ich hatte natürlich die Empfindung, daß ich selbst hier zurückbleiben wolle.“

„Nein, gnädiges Fräulein, das kann ich nicht zugeben. Das Alleinreisen ist für eine Dame so viel unbequemer und schwieriger als für mich. Ich hatte mich eigentlich gegen meinen Willen angeschlossen, nur weil mein Arzt meinte, es wäre für mich besser,

nicht so ganz auf meine eigene Gesellschaft angewiesen zu sein."

Ein fragender Blick war ihre einzige Antwort.

„Na ja," fuhr er fort, „die Nerven haben ein wenig Schaden gelitten. Das Abgesägtwerden ist keine angenehme Erfahrung. Man muß sich erst gewöhnen an das Nichtstun."

Nun konnte sie den Eindruck, den die Nachricht in ihr hervorrief, nicht ganz verbergen. „Sie sind pensioniert, Herr Baron?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

Wie viel ihr in diesem Moment durch den Kopf glitt! Man hatte ihn also beiseite geschoben, obwohl er über sein Herz weggeschritten war, um vorwärts zu kommen!

„Seit drei Wochen Major a. D., allerdings!" sagte er mit einem kurzen, herben Auflachen, das ihr die Seele aufwühlte vor Mitleid. „Es wundert mich, daß Ihnen die Geschichte nicht zu Ohren kam. Man hat viel darüber gesprochen. Aber ich bin in München ja fremd geworden in diesen letzten acht Jahren."

„Ich lebe sehr zurückgezogen," warf sie ein und sah, von ihm abgewendet, auf den Bahnsteig hinaus, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Gnädiges Fräulein, ich glaube, der Zug wird in wenigen Minuten abfahren. Sie gestatten, daß ich mich von Ihnen verabschiede, um mit Herrn Ploner zu sprechen."

„Nein, nein, Sie sagten doch selbst, daß der Arzt Begleitung für Sie gewünscht habe. Ich bin vollkommen gesund, also ist es an mir, mich von der Gesellschaft zu trennen."

„Das geschieht unter gar keinen Umständen," erklärte er zwar in sehr verbindlichem Ton, aber mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerstand abschnitt. „Entweder ich mache mich unter irgend einem Vorwand

los, oder wir setzen zusammen die Fahrt fort. Aber das letztere wäre Ihnen wohl unerträglich?"

„Einsteigen: Gossensaß, Franzensfeste, Bozen, Ala!" rief der Portier.

„Nein, Herr Baron," sagte Helene mit raschem Entschluß, „ich will Ihre Pläne nicht stören. Fahren Sie nur weiter mit. Ich war allerdings im ersten Moment etwas betroffen, als ich Sie erkannte. Aber ich sehe gar nicht ein, weshalb Sie auf Ihren Platz verzichten sollten."

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein."

Er ließ sie mit einer Verbeugung an sich vorüber, und sie stieg wieder ein, mit klopfenden Pulsen, zitternd vor mühsam verborgener Erregung.

Erst allmählich, als sie wieder zu ruhiger Besinnung kam, ward sie sich klar über die Tragweite ihrer rasch gesprochenen Worte.

Der ganze Zweck ihrer Reise war nun vereitelt. Sie hätte die Vergangenheit vergessen wollen, sie hatte wieder lernen wollen, fröhlich zu sein. Und nun sollte sie täglich sein Gesicht vor Augen sehen, alle Wunden ihres Herzens wieder aufwühlen lassen, wochenlang sollte sie kämpfen müssen um Selbstbeherrschung, um eine ruhige, gleichgültige Miene, damit er nicht ahnte, daß sie immer noch an ihm hing, daß er ihr Leben zerstört hatte!

Was hatte sie getan? Welcher Marter hatte sie sich preisgegeben? War es nur eine momentane weichherzige Regung gewesen, weil sie ihm auch nicht das kleine Opfer zumuten wollte, seinen Platz zu räumen, oder war sie wirklich so schwach, daß sie in dem entsprechenden Augenblick heimlich seine Nähe gewünscht, sich lieber zu Schmerzen entschlossen hatte als zu einer Trennung?

Das Blut stieg ihr in die Schläfen vor Beschämung.

Sie trat auf den schmalen Korridor hinaus, der an den Wagenabteilungen entlang lief, drückte das Gesicht an die Scheiben und suchte im Anblick der Bergnatur Beruhigung, Kraft, einen Halt für ihr stürmisch erregtes Gemüt.

Blauer Himmel lag über den hohen waldigen Rücken, schon schimmerte da und dort ein Gletscher hervor, eine weiße Riesenmasse von Schnee und Eis, wilde Bergwasser rauschten und funkelten, nur leise regte sich das Frühlingserwachen in dem eingeschlossenen Tal.

Die übrigen Mitreisenden fürchteten sich vor dem Luftzug und blieben im geheizten Abteil. Besonders Baron Thüngen wurde unwillig, wenn einmal an einer Station ein Fenster offen blieb oder die Tür nicht geschlossen wurde. „Man bekommt ja den ganzen Tunnelqualm herein. Man wird ja ganz verstaubt und verschmutzt!“ murrte er.

Helene war froh, daß sie wetterfest genug war, um trotz der Kühle die interessante Fahrt genießen zu können. Es schien ihr zuweilen, als führe sie ganz allein durch diese sich immer erhabener aufbauende Bergwelt.

In Franzensfeste krochen auch ihre Mitreisenden ein wenig aus ihrer Wärme heraus, um nach dem Büfett zu stürzen.

Helene staunte, wie dienstbeflissen und untertänig sie sich alle gegen Thüngen benahmen, der gar keine besondere Liebenswürdigkeit an den Tag legte, im Gegenteil seinen Kommandoton beibehalten hatte, trotzdem er nun den Offiziersrock ausgezogen. Wie elektrisiert sprang der Doktor aus Halle in die Höhe, als der Baron nach Feuer suchte, brachte ihm mit einem devoten Lächeln die Zündhölzer und schien beglückt

durch das kurze „Danke sehr“. Der dicke Rentier stellte ihm sofort österreichisches Geld zur Verfügung, da er mit seinen deutschen Markstücken Schwierigkeiten hatte. Die Damen schienen es als eine Auszeichnung zu betrachten, wenn der Baron das Wort an sie richtete. Es war geradezu, als reiste unter ihnen eine fürstliche Persönlichkeit, die inkognito bleiben wollte, aber doch geehrt werden mußte. Der Name, der Titel konnte ihm diese Ausnahmestellung nicht allein eintragen. Ein kleiner stiller Herr, um den sich niemand kümmerte, war ihnen als „Graf“ vorgestellt worden, und eine der älteren Damen wurde von Herrn Ploner mit „Exzellenz“ angesprochen. Es lag also an Thüngens Erscheinung, an seinem Auftreten, an seiner ganzen Persönlichkeit, wenn sich ihm unwillkürlich die Menschen unterordneten. Gerade dieses gebietende, stolze Wesen hatte ihr einst ja so über alle Maßen gefallen. Nun aber erweckte es ihr Selbstgefühl, eine trotzige Auflehnung.

O, sie würde sich nicht von ihm demütigen, sich nicht einen Schritt des Entgegenkommens von ihm abzwingen lassen! Auf sie sollte er nicht mit souveräner Großartigkeit herabschauen wie auf diese artigen, guten Menschen mit ihrer allzu bescheidenen Höflichkeit!

Als man in Bozen angekommen war, stürzte Ploner im Hotel Greif treppauf, treppab.

„Freiherr v. Thüngen ist mit seinem Zimmer unzufrieden,“ stöhnte er, „er wünscht ein größeres. Wie läßt sich das nur einrichten? Vielleicht sind ein paar Herren so freundlich, zusammenzuziehen?“

Helene kümmerte sich nicht weiter darum, wie die Angelegenheit sich geordnet hatte. Sie begriff nicht, wie man wegen des Quartiers für eine einzige Nacht so viel Wesens machen konnte. Ohne den Hut ab-

zulegen, schaute sie auf die wunderbare Blütenpracht, ein Meer von weißen und rosigen Bäumen, auf die vom letzten Sonnenglanz umflossenen Hügel. Wie das Goldlicht des Südens schien ihr der leuchtende Schimmer, der sie grüßte und weiterlockte, die Brust ihr weitete vor Bewunderung und Sehnsucht. Sie wäre viel lieber hinausgewandert aus den Straßen, um sich „Schlern" und „Rosengarten" anzusehen, statt an der langen Tafel im Gastzimmer zu sitzen, an der Freiherr v. Thüngen die Kellnerinnen herumsprengte und wieder wie die gefeierte Hauptperson die meiste Aufmerksamkeit und Berücksichtigung genoß.

Ein paar der Mitreisenden fingen an, über diese Bevorzugung zu murren. Sie ärgerten sich, daß ihr Reiseführer bei dem Ausflug nach Meran am nächsten Tag den Baron zuerst befragte, ob man im Freien speisen oder im Zimmer decken lassen solle, daß der Baron zu entscheiden hatte, um wieviel Uhr man am übernächsten Morgen zu der Fahrt an den Gardasee aufbrechen wolle, daß dann der Baron in Riva wieder ein Zimmer mit einem Balkon bekam.

Helene hatte die Fahrt von Mori bis an den See so wunderschön gefunden, daß ihr ein sonniger Glanz aus den Augen leuchtete, und sie eine Mißstimmung wegen Kleinigkeiten gar nicht begriff. Voll Ungeduld eilte sie an das Ufer des Gardasees, um in die blauen Wellen hinauszublicken.

Aber sie blieb nicht lange allein auf der Uferbank. Die Unzufriedenen trugen auch hierher ihren eifersüchtigen Groll.

„Ich finde es unerhört, daß dieser Baron kommandiert, als wäre er der einzige! Er ist doch nicht aus anderem Teig als wir, und seine Markstücke und Kronen gelten auch nicht doppelt!" brummte ein etwas leber-

leidend aussehender älterer Junggeselle, für den Helene bisher Sympathie gehabt, weil er erzählt, daß er seit Jahren für diese Reise hatte sparen müssen, daß ihm aber jede Entbehrung im Hinblick auf diesen Genuß ein Vergnügen gewesen sei.

„Ja, er meint immer noch, Rekruten vor sich zu haben!“ brummte der freundliche Münchner, der meist seine schwerfällige Frau am Arm führte und trotz deren abschreckender Häßlichkeit zärtlich verliebt in sie schien.

„Ach, man kann ihm doch nicht böse sein!“ rief die Sächsin. „Er sieht wirklich aus wie ein Held aus einem Roman, so stolz und unnahbar und so furchtbar interessant.“

„Ja natürlich, die Damen, die verwöhnen solche Männer!“ entrüstete sich der Junggeselle mit dem gelben Teint. „Was ist er denn? Ein pensionierter Major! Wissen Sie, warum er seinen Abschied bekommen hat? Wegen Soldatenschinderei, das seh' ich ihm am Gesicht an.“

„Ich meine auch, ich hätte etwas dergleichen gehört.“

Helene zögerte einen Moment. Sie hätte sich lieber nicht in das Gespräch gemischt. Aber es schien ihr feige und charakterlos, über den Mann, den sie einst geliebt, so bittere Worte mit anzuhören, ohne nur einen Versuch zu machen zu seiner Verteidigung.

„Sie irren sich gewiß,“ sagte sie höflich, „Baron Thüngen ist jedenfalls ein Kavalier und ein Gentleman. Ich glaube nicht, daß er sich so Häßliches zu Schulden kommen ließ.“

Der gereizte Herr zuckte die Achseln, denn die Damen riefen alle: „Sie haben vollkommen recht, Fräulein!“ — „Ja, er ist ein Kavalier!“ — „Wer weiß, wie unrecht man ihm tat!“

„Wir verstummen vor dem weiblichen Urteilsspruch,“ lachte der Münchner.

„Bis wir Beweise haben,“ fügte der feindseligere Gegner hinzu.

Bisher hatte Helene mit großem Geschick die Nähe des Barons zu vermeiden gewußt. Wenn er oben an der Tafel saß, nahm sie unten Platz, oder umgekehrt. Sie nickte gemessen, wenn er sie grüßte, und mischte sich nicht in das Gespräch, wenn er das Wort führte. Ihre schroffe Ablehnung aber schien ihn zu reizen. Sie bemerkte zuweilen, daß er sie absichtlich in die Unterhaltung hineinziehen wollte, daß er ihr mit den Augen folgte.

Als man in früher Nachmittagsstunde Riva verließ, hatte sie sich ein einsames Plätzchen auf dem Dampfer gesucht, um die herrliche Fahrt in aller Stille zu genießen.

Sie waren kaum nach Torbole gelangt, als der Baron zu ihr trat: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihr Versteck ausfindig gemacht habe; ich kann es nicht durchführen, Ihnen aus dem Wege zu gehen, dem einzigen wirklichen Menschen in dieser Herde von Durchschnittsgeschöpfen. Es ist ja, um auszuwachsen vor Langeweile neben diesen älteren Damen, die in allen hohen und höchsten Tönen ihrer Bewunderung Ausdruck geben.“

„Ich habe immer die Idee, daß in so großer Natur alles klein wirkt, was man sagen könnte,“ meinte sie, ohne die Augen, die sie in die Ferne gerichtet hatte, zu ihm zu erheben. „Wer weiß, ob man diese Schönheit ein zweites Mal in seinem Leben sieht. Man darf wirklich keine Minute versäumen.“

„Ich will Ihre Andacht nicht stören,“ erwiderte er in gekränktem Ton.

Sie hatte nur ausgesprochen, was sie empfand, ohne die Absicht, ihn zu beleidigen. Wenn er aber aus ihren Worten eine Zurückweisung heraushörte, auch gut! Mehr oder minder machte es doch den Eindruck gnädiger Herablassung, wie er sich plötzlich zu ihr gewendet hatte. Er sollte um Gottes willen nicht glauben, daß sie für seine Beachtung, nur weil die anderen ihn langweilten, dankbar sei.

Er hatte sich in ihrer Nähe auf einen Kajütenstuhl niedergelassen und schwieg. Sie schwieg auch und blickte hinaus in das Blau.

Erst in Limone, als das Schiff sich dem Lande näherte, öffnete sie einmal unwillkürlich die Lippen. Eine Bettlerfamilie saß hier am Ufer, das Elendeste, Armseligste, was sich nur denken ließ. Ein blinder alter Mann, ein zerlumptes Weib, Kinder mit hungrigen, abgemagerten Gesichtern, die flehend die Hände ausstreckten.

„Die armen, armen Leute!“ rief Helene erschüttert und wickelte einige Münzen in Papier, um sie ans Ufer zu werfen, sobald man noch näher kam. „All die Daseinsfreude, die diese wunderbare Landschaft weckt, wird von solchem Anblick verdüstert.“

„Warum?“ erwiderte er kühl. „Was kümmert uns dieses faule Gesindel?“ Und da sie ihn mit vorwurfsvollem Blick anschaute, fuhr er fort: „Mitleid muß man sich abgewöhnen, gnädiges Fräulein. Nietzsche hat doch wahrhaftig recht, wenn er sagt: Mitleid mit allen wäre Härte und Tyrannei mit dir, Herr Nachbar.“

„O, Sie lesen jetzt Nietzsche?“ fragte sie spöttisch.

Er war vor Jahren kein Bücherfreund gewesen. Er hatte sie immer verlacht wegen ihres Interesses für Literatur und gehöhnt über die „Dichterlinge“, für die sie sich begeisterte.

„Man braucht nicht die dicken Bände zu lesen, um seine Ansichten zu kennen," erwiderte er. „In jedem Buch, das man aufschlägt, spukt etwas von seinem Geist. Jedenfalls ist mir seine Weltanschauung höchst sympathisch. Ich wollte nur, ich wäre früher bei ihm in die Schule gegangen."

„Ich fürchte gerade, daß er von der Jugend am meisten mißverstanden wird," rief sie lebhaft. „Es ist so bequem für jeden grasgrünen Jungen, sich für einen Übermenschen zu halten, dem sich alles unterordnen muß. Es kostet so wenig, das Mitleid, das Gefühl für fremdes Weh, die Rücksichten für andere über Bord zu werfen."

„Wenn man nur die Rücksichten auf die Welt, auf die Menschen immer mutig über Bord würfe!" Er hatte sich erhoben und stand nun dicht vor ihr. „Ich war einmal ein Tor," sagte er leise, aber sehr erregt und beugte seinen schönen Kopf zu ihr herab. „Ich hatte tausend Rücksichten und Bedenken. Ich fragte nach der Meinung der anderen und opferte ihr, was mir teuer war. Es hat sich schlecht gelohnt. Es war eine Feigheit, die ich bitterlich bereue."

So plötzlich war dieser persönliche Ton angeschlagen worden, so unerwartet kam ihr dieses Bekenntnis, daß sie einen Moment in fassungsloser Verwirrung am Schiffsrand lehnte und mit zorniger Beschämung fühlte, wie ihr das Blut heiß und heißer in die Wangen stieg. Sobald sie wieder klarer zu denken vermochte, hätte sie freilich am liebsten bitterlich aufgelacht. Wie seltsam er die Begriffe durcheinander warf und sich über seine eigenen Empfindungen täuschte! Er verurteilte das Mitleid, er bereute die Rücksichten auf andere! Hatte er denn Mitleid gehabt, er, der ihr so grausam weh getan? Im Grunde waren es doch nur Rücksichten

auf sich selbst gewesen, die ihn bestimmten, der Verfemten den Rücken zu drehen. Auch damals schon hatte er sich als Herrennatur gefühlt und sich für berechtigt gehalten, beiseite zu schieben, was ihm hindernd in den Weg trat; wie tausend andere las auch er aus dem modernen Philosophen nur das heraus, was ihm in den Kram paßte.

„Reue muß man sich auch abgewöhnen,“ bemerkte sie in einem so gelassenen Ton, daß sie über sich selbst staunte.

Wie anders sich doch in der Wirklichkeit eine Situation gestaltet, als die Phantasie sie sich ausmalen würde!

Wenn man ihr vor einigen Wochen gesagt hätte, daß sie an einem wonnigen Frühlingstag auf einem Gardaseedampfer dicht neben Hanno stehen sollte, zur Linken den Monte Baldo, vor ihnen, wie ein blaues Meer, die sonnigen Wasser; daß er sich zu ihr neigen würde, nicht mehr hoch über ihr als der glänzende, zukunftssichere Offizier von einst, nein, als Überzähliger, aus dem Geleise Geworfener, der ihr gestand, daß er bereute, was er getan — sie hätte gemeint, das Herz würde ihr zerspringen vor Glück und Weh zugleich.

Statt dessen konnte sie das überraschende, nie für möglich gehaltene Erlebnis ruhig und lächelnd ertragen und fand nach all den Jahren der Sehnsucht und des Herzeleids in seiner Nähe so viel Trotz und Kraft, daß niemand, auch er selbst nicht, hätte erraten können, wie verzweifelt diese stolze junge Dame, die sich mit solchem Behagen die kühle Brise um die Wangen wehen ließ, vor wenigen Wochen um den Mann an ihrer Seite geweint hatte.

Es war unverkennbar, er suchte sich ihr zu nähern,

er wollte Eindruck auf sie machen. Vielleicht suchte er jetzt, als Vereinsamter, nach einem letzten Fünkchen jener großen Liebesflamme, die er einstmals zertreten hatte.

— — — — — — — — — — — —

Nach einem milden Abend in Gardone, unter matt verschleiertem Himmel, bei süßem Blumenduft, ward am nächsten Morgen beschlossen, daß die Gesellschaft für den Tag sich teilen würde: ein paar Herren wollten auf das Schlachtfeld von San Martino fahren, andere zogen vor, sich in Gardone und Salò umzusehen, und die übrigen machten einen Abstecher nach der gegenüberliegenden Halbinsel Sirmione.

Baron Thüngen, den der Reiseführer wieder zunächst um seine Meinung fragte, war unentschlossen. Sobald er aber von Helene hörte, daß sie mit nach Sirmione wolle, rief auch er: „Unbedingt Sirmione!“

Während der Fahrt blieb Helene absichtlich im Kreise der Damen, um ein Zwiegespräch mit dem Baron zu vermeiden. Doch am Nachmittage, während die anderen Siesta hielten oder im Hotelgarten Kaffee tranken, schlich sie eiligst fort und wanderte in einem wahren Rausch des Entzückens durch die blaßgrünen Olivenwäldchen nach den von Efeu umwucherten Ruinen der Catullschen Villa; sie stieg hinunter an den breiten weißen Strand, glückselig über die Stille um sie her, über diese gottbegnadete Schau auf Berge und See, über die blaue, sonnige Pracht.

Plötzlich stand Hanno neben ihr.

Er war rasch gegangen, um ihr zu folgen. Nun hatte er den Hut abgenommen, die klare Luft umfloß sein edelgeformtes Haupt mit dem noch dichten, lockigen Haar. Die warme Röte gab seinen Zügen einen Schimmer von Jugend. Sein vornehmes Profil, die dunklen Augen, die ganze stolze Erscheinung wirkten

wunderbar harmonisch in der südlichen Landschaft. Er hätte sich nur in eine Toga hüllen und einen Kranz von Rosen auf die Stirn setzen müssen, um die vollendetste altrömische Staffage abzugeben in dieser einzig schönen, farbenfreudigen Natur, in der alle anderen so unscheinbar, so nüchtern, so gewöhnlich erschienen.

Einige Augenblicke lang fühlte Helene sich wieder mächtig gepackt von seiner Erscheinung. Solange er schwieg, solange sie nur seinen leuchtenden Augen begegnete, war sie im Bann seiner Nähe.

Aber dann begann er, mit leisem Spott über ihre Naturbegeisterung: „Sie haben wieder einsame Andacht gehalten, gnädiges Fräulein? — Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe! Diese komischen Leute, mit denen wir zusammengewürfelt sind, fallen mir wirklich auf die Nerven. Die beiden alten Schwestern, die immer wie ein Zwillingspärchen kostümiert sind! Nein! Wie sie sich bei der Hand fassen und fast weinen vor Seligkeit! Der gelehrte Doktor hat eben wieder einen Vortrag über die Scaligerburg gehalten. Die Sächsin schreibt Postkarten mit lauter Ausrufungszeichen. Haben Sie gesehen, wie der dicke Rentier sich heute zweimal eine Riesenportion von dem gräßlichen Pudding auf den Teller häufte? Brrr!“

Sie antwortete nicht. Ihr war die Stimmung verdorben. Seine Nüchternheit traf sie wie ein kalter Hauch und weckte ihr einen zornigen Unwillen. Was für ein Recht hatte er, über diese harmlosen Menschen zu höhnen? Sie genossen diese seltenen Tage doch alle in ihrer Weise. Sie waren dankbar und glücklich, daß sie hier in Sonne und Frühlingsglanz aufatmen durften. Der gute dicke Rentier hatte doch wenigstens Freude am Essen, es schmeckte ihm überall vortrefflich. Er aber! Er schleppte seine kleinliche Unzufriedenheit an

die schönsten Punkte der Welt und nergelte und mäkelte an allem, konnte nicht auf einen Moment in all dem Großen sein kleines Selbst vergessen.

„Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen die paar hübschen Blumen anbieten, die ich eben gepflückt?“ fragte er mit einschmeichelnder Stimme, als ahne er, was in ihr vorging, als suche er mit aller Macht zu wecken, was in ihr ersterben wollte.

Sie wurde der Antwort überhoben, denn die Reisegesellschaft kam nach, sie waren nicht mehr allein.

Helene hatte die Blumen an ihren Gürtel gesteckt. Doch als man am nächsten Tage abreiste, bemerkte sie erst auf dem Schiff, daß sie den kleinen Strauß vergessen hatte.

Venedig!

Die erste Fahrt in der Gondel durch die dämmerigen, stillen Gassen, an den düsteren, verschlossenen Palästen vorüber, der erste Abend am Canal grande, auf dem in beleuchteten Schiffen eine Serenade gesungen wurde — weiche, wohllautende Stimmen, die so süß über das Wasser hinklangen.

Es war für Helene ein unvergleichliches Erlebnis.

An Kindermärchen mußte sie denken, an die Wundergläubigkeit des sechs- und achtjährigen Mädchens, das stillsinnend bei der Mutter im Dämmerlicht saß und mit großen Augen in die abendlichen Straßen hinausschaute, nachdem es von herrlichen Zaubergärten und holden Feen und traurigen Prinzessinnen und fabelhaften Reichen, weit, weit im Sonnenland, gehört hatte. Sie mußte an die Schwärmerei ihrer ersten Jugend denken, als sie Geibel geliebt und deklamiert und sich an dem Wohlklang der Verse berauscht hatte:

Es rauscht der Wind, es rinnt die Welle,
Wo sind Vineta und Julin?

Sie erinnerte sich, daß diese Worte förmlich der Ausdruck ihres Grams, ihrer späteren tiefen Enttäuschung gewesen, daß sie unzählige Male mit blassen, zuckenden Lippen vor sich hin gemurmelt hatte:

Wo sind Vineta und Julin?

War hier nicht das Märchen Wahrheit, holde Gegenwart? Lebte das alles wirklich, was sie vor Augen sah, oder war diese schöne Vergangenheit nur wie ein trügerisches Gespenst erwacht, das am Morgen wieder versank?

Venedig! Das Ziel ihrer Hochzeitsreise, es war ihr Julin, ihr Vineta gewesen! — Das Versunkene, Verlorene!

Im Mondschein sah sie zum ersten Male den Markusplatz, den Dogenpalast, die von Musikklängen überflutete Piazzetta. In der „Riva dei Schiavoni“ lehnte sie sich an die Uferbrüstung, schaute auf die schwarzen Gondeln, die hier vor Anker lagen, auf die Lichtreflexe auf dem stillen Wasser und versank in ein wehmütig süßes Träumen.

Sie schrak zusammen, als eine Gestalt neben sie trat.

„Es ist doch ein trauriges Nest, dieses Venedig!“ sagte neben ihr die wohlbekannte Stimme, die ihr einmal so lieb gewesen. „Überall Verfall, überall Verlotterung! Hat keine Zukunft mehr, kaum mehr eine Gegenwart. Über kurz oder lang stürzt ja doch der ganze Krempel zusammen wie der Campanile.“

Abwehrend schüttelte sie den Kopf, entsetzt von seiner Stimmungslosigkeit. „Ich finde es zauberhaft schön,“ sagte sie leise.

Er senkte die Stimme. „O, ich kann mir wohl

denken, daß es schön und eigenartig erscheinen mag, wenn man hier ankommt mit seiner jungen Frau, wenn man sich hier im ersten Glück einspinnen lassen darf. Dazu mag es ein guter Rahmen sein. So wie es uns einst hätte beschieden sein sollen, Helene!"

Eine Blutwelle schoß ihr in die Stirn, es war eine Regung mehr der Empörung als der Verwirrung.

„Wie können Sie an die Vergangenheit rühren? Hier, gerade hier! Das durften Sie nicht! Sie mußten schweigen!"

„Nein, ich mußte sprechen, Helene, weil ich wissen will, ob Sie verziehen, vergessen haben, oder ob Sie noch nach Jahren mit Groll an mich denken."

Sie schwieg eine Weile. Sie wollte ihm die Wahrheit sagen. Die Stunde war ihr zu feierlich für eine banale, höfliche Lüge. Aber während sie sich besann auf die rechten Worte, um ihm zu schildern, wie ihr zu Mute gewesen, da fühlte sie plötzlich, daß die alte Sehnsucht nach ihm wie erstorben war, daß sie ganz frei und leicht aufatmen konnte, daß sie ihrem eigenen Schmerz fremd geworden war.

„Ich habe nicht vergessen können," sagte sie. „Mein Leben ist jählings so verwandelt und zerstört worden, daß ich wohl trauern mußte um die Jugend, die mir vernichtet war. Aber ich habe mir nie das Recht angemaßt, Sie anzuklagen. Sie haben nur gehandelt, wie Sie mußten nach Ihrer Lebensauffassung, nach Ihrem Wesen. Und wenn mir ein Groll zurückblieb, so habe ich ihn jetzt, in diesen letzten Tagen, vollständig verloren."

„Warum?" fragte er gespannt.

Sie zögerte mit der Antwort. Im nächsten Moment trat der Doktor aus Halle auf sie zu und verwickelte sie in ein langes Gespräch über venezianische Architektur.

Thüngen stampfte ungeduldig mit dem Fuß. Er war in höchst ungnädiger Laune, da es ihm nicht mehr gelang, mit Helene allein zu sprechen. Dem armen Ploner stand der Angstschweiß auf der Stirn, so bittere Vorwürfe bekam er noch um Mitternacht zu hören wegen mangelhaften Quartiers, zu kalten Zimmers, schlechter Bedienung. —

Am nächsten Morgen stand Helene früh auf, um allein in weihevoller Stimmung die Markuskirche zu betreten. Sie genoß eine feierliche Stunde in dem wunderbaren Bauwerk. Die prachtvolle Männerstimme, die am Altar die Responsorien sang, erhöhte noch den Zauber, der sie umfing.

Später versammelte sich die Gesellschaft im Dogenpalast. Ploner war ein wohlunterrichteter Führer, der sie mit interessanten Erklärungen durch die reichen, vom Hauch einer großen Vergangenheit durchwehten Säle geleitete.

Helene empfand es nun als einen Vorzug, daß man sich geschlossen beisammen hielt, denn Hanno, der ziemlich gelangweilt herumblickte, schien sie förmlich zu verfolgen, um ein neues Zwiegespräch mit ihr zu ergattern. Sie wäre ihm gern ausgewichen. Aber als sie in dem Saal des „Großen Rates" einen Moment auf der Terrasse zögerte, von der man einen so herrlichen Blick auf die im morgendlichen Goldlicht unter ihnen liegende Lagune genoß, war er sofort an ihrer Seite.

„Sie schulden mir noch eine Antwort, Helene," begann er hastig. „Warum haben Sie Ihren Groll gegen mich in diesen letzten Tagen verloren?"

„Ich habe nicht Ihnen gegrollt, Herr Baron, sondern dem Schicksal. Gönnen Sie es mir doch, daß ich über diese letzte Bitterkeit hinwegkam," meinte sie lächelnd.

Dann eilte sie wieder zu der Gesellschaft, die eben vor dem Riesenbild des Tintoretto stand, und horchte aufmerksam den Ausführungen ihres Cicerones.

Man stand dann noch eine Weile auf dem Markusplatz herum. Die beiden alten Schwestern fütterten die Tauben und freuten sich ganz glückselig über die zahmen Tierchen, die ihnen auf Schultern und Hände flogen.

Da hörte Helene plötzlich einen herzlichen deutschen Gruß: „Guten Morgen in Venedig, Fräulein Werbach!"

Als sie überrascht umsah, begegnete sie dem verklärten Gesicht Doktor Ruthards, der ihr ganz bewegt die Hand entgegenstreckte und rief: „Nein, wie Sie sich erholt haben! Wie frisch Sie aussehen in dieser lieben südlichen Sonne! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, daß Sie wieder so helle, fröhliche Augen haben!"

„Mir ist auch wirklich leichter und heiterer zu Mute als seit vielen, vielen Jahren. — Aber wie kommen Sie nach Venedig, Herr Doktor? Es ist doch höchst verwunderlich, daß wir uns auf dem Markusplatz guten Tag sagen statt auf der halbdunklen Treppe in der Maximilianstraße in München."

„Ja, denken Sie, gnädiges Fräulein, den ersten Anstoß zu meiner Reise gab eigentlich der Wunsch, Ihnen eine gute Nachricht zu bringen."

„Mir?"

„Ja, wirklich. Sie wissen doch, daß die unglückselige Aktiengesellschaft auch ziemlich verfehlte Terrainspekulationen im Nordosten der Stadt gemacht hatte. Auch Ihr Vater besaß da einige Gründe, die direkt wertlos waren. Und nun hat eine große Fabrik den ganzen Komplex gekauft. Der Boden ist binnen kurzem so in die Höhe gegangen, daß nicht bloß für die einstigen Aktionäre ein ganz namhafter Ersatz für ihre Ver-

luste abfällt, sondern daß auch die Gründe, die Sie selbst noch besitzen, plötzlich ein Kapital repräsentieren."

Trotz dieser Versicherung sah Helene verdüstert aus. Ihr war jede Erinnerung an Geldgeschäfte, jede Mahnung an die alte, furchtbare Katastrophe wie ein körperlicher Schmerz. „Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir diese Nachricht bringen," sagte sie, sich zur Freundlichkeit zwingend. „Noch kann ich freilich nicht so recht an diese Wendung glauben."

„Nun, Reichtümer kann ich Ihnen auch nicht in Aussicht stellen. Aber Ihre Verhältnisse können sich durch einen Verkauf der Gründe doch so bessern, daß Sie sich Ihre Reise ganz ohne Skrupel vergönnen dürfen. Ich bin hauptsächlich gekommen, um Ihnen recht eindringlich zu versichern, daß Sie ja nicht knausern und sparen sollen, daß Sie sich's einmal recht wohl sein lassen und daß Sie Ihre Reise womöglich noch bis nach Neapel ausdehnen."

Nun lachte sie wieder hell und lustig. Die kurze Verstimmung wich einem warmen, dankbaren Gefühl. Wie besorgt und rührend er an ihr Anteil nahm! Er war wirklich ein guter Freund, der einzige, den sie in der Welt hatte.

„Und deshalb haben Sie die Reise hierher gemacht, Herr Doktor?"

„O, es ist kein großes Opfer, nach Venedig zu rutschen. Ich hätte ja auch schreiben können, wenn ich mir nicht selbst hätte den Gefallen erweisen wollen, Ihnen hier zu begegnen und Ihnen etwas Angenehmes mitzuteilen. Übrigens habe ich auch mit meinem raschen Entschluß meine Schwester sehr beglückt, die ich zur Begleitung aufforderte. Darf ich Sie miteinander bekannt machen? Frau Engelhardt — Fräulein Werbach."

Eine bescheidene kleine Frau mit einem klugen,

freundlichen Gesicht, die sich bisher in einiger Entfernung gehalten und auch die zahmen Tauben betrachtet hatte, trat nun auf Helene zu und reichte ihr herzlich die Hand. „Verübeln Sie es mir nur nicht, gnädiges Fräulein, wenn ich heute nur Konfuses sage und den Kopf gar nicht beisammen habe. Ich bin nämlich wirklich wie berauscht, wie verzaubert. Gestern steht plötzlich mein guter Franz im Wohnzimmer und sagt: „Wenn du in zwei Stunden reisefertig bist, kannst du mit mir nach Venedig fahren. Magst du?“ Erst habe ich wirklich gemeint, er mache nur Spaß. Ach, ob ich wollte! Aber, wenn auch eine einsame Witwe nicht viel zuzusperren hat, ein Gehetz war's doch, und ich hab' noch kaum recht gewußt, wie mir geschah, da sind wir schon an Kufstein vorbeigesaust. Und dann das Erwachen hier — in dem langersehnten Venedig! Das ist doch wirklich sinnverwirrend. Man möchte sechs Paar Augen haben, um nichts zu versäumen. Und heute soll ich auch noch das Meer sehen — das herrliche Meer!“

Helene fühlte sich ungemein wohltuend berührt von dem dankbaren Jubel der lebhaften kleinen Frau. „Mir geht's wie Ihnen. Ich bin auch nie am Meer gewesen, und ich freue mich wie ein Kind.“

„So kommen Sie mit uns an den Lido! Fahren wir hinaus, gleich jetzt!“ bat Ruthard mit solcher Wärme, daß sie sofort zustimmte.

„Gern, ja. Ich will nur unserem Reisemarschall melden, daß ich nicht zum Lunch komme.“

Während sie sprach, bemerkte sie, daß Ruthard, der eben noch so heiter und vergnügt neben ihr gestanden, plötzlich erblaßte und finster vor sich hin starrte. Sie wendete sich um und sah, daß Freiherr v. Thüngen näher getreten war und ihre Unterredung mit dem

Münchner Bekannten beobachtete. Ruthard kannte den Baron noch von früher. Die beiden Herren grüßten sich ziemlich steif und kühl.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob mein Vorschlag nicht unbescheiden war, ob wir Sie Ihrer Gesellschaft entreißen dürfen," sagte dann der Rechtsanwalt, sichtlich verblüfft über die Nähe ihres einstigen Bräutigams.

„Ich bin unter Fremden, bin fremd unter ihnen geblieben. Man freut sich doch, wenn man Landsleuten begegnet," meinte sie unbefangen. „Es ist sehr nett, wenn Sie mich mitnehmen."

Thüngen machte ein enttäuschtes Gesicht, als Helene nach einem kurzen Gespräch mit Ploner mit einem höflichen Nicken an ihm vorüberschritt und sich den beiden anschloß, die sie in die Mitte nahmen und zu dem Landungsplatz des kleinen Lagunendampfers eilten.

Aber auch Ruthard war nachdenklich und ernst geworden. „Dieses Wiedersehen, dieses Zusammensein hat Ihnen wohl das Herz so leicht und froh gemacht?" fragte er mit schmerzlichem Ton, als er allein neben Helene stand. „Darum leuchten Ihre Augen wieder so hell und jung?"

„Es hat dazu beigetragen," meinte sie lächelnd. „Nur in anderer Weise, als Sie denken."

Das Meer war bewegt. Schaumgekrönte Wellen rauschten am Lido ans Ufer, und in einem glückseligen Schweigen stapften sie im Sand und schauten in die wunderbare Brandung. Die beiden Damen bückten sich wie die Kinder nach den Muscheln, lachten voll Vergnügen über die drolligen Krabben, die herangespült wurden, und ließen sich von der kühlen Brise die Haare zerzausen.

Bei der Mahlzeit war Helene in einer ganz aus-

gelassenen Stimmung. Doktor Ruthard wurde unwillkürlich von ihrer guten Laune angesteckt, obgleich er eigentlich nicht recht klug aus ihr werden konnte.

Als in den Nachmittagsstunden auch die übrige Reisegesellschaft anrückte, konnte Helene sich nicht ganz von ihren bisherigen Fahrtgenossen wegdrücken und mußte ihre Bekannten vorstellen.

Der leberleidende Herr, der sich gleich in den ersten Tagen über den Baron Thüngen so geärgert hatte und seit dessen unfreundlichem Auftreten am letzten Abend besonders gegen ihn gereizt war, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und drückte es Helene in die Hand: „Hier, Fräulein Werbach, hier können Sie schwarz auf weiß sehen, daß ich mit meiner Mutmaßung recht hatte, daß dieser edle Freiherr wegen brutaler und grausamer Behandlung seiner Soldaten den Abschied bekommen hat. Ich habe nach Haus geschrieben und mich erkundigen lassen. Der Artikel ist blau angestrichen. Lesen Sie nur; Sie werden dann etwas erschüttert werden in Ihrer Annahme, der Herr sei ein Gentleman und ein Kavalier. Nach meiner Meinung wenigstens muß ein Kavalier auch den Untergebenen gegenüber vornehm bleiben; nach meiner Meinung darf ein Gentleman überhaupt nicht in so plumper Weise Egoist sein wie er."

„Gewiß, natürlich. Ich danke Ihnen. Ich will den Artikel lesen," sagte Helene gepreßt. Sie war tiefer ergriffen von dieser Nachricht, als der reizbare Junggeselle ahnen konnte. Brutal und grausam! Und gegen einen Untergebenen! Gegen einen Wehrlosen! Das Häßlichste, Verächtlichste, was es für sie gab.

Und das war ihr schöner Abgott, um den sie sich abgehärmt hatte, den sie in verzehrender Sehnsucht geliebt, ihre ganze Jugend lang!

Später gab es der Zufall, daß sie zwischen Ruthard und dem Baron stand, um den Fischern zuzusehen, die eben ein großes Netz mit allerlei Seegetier hereinzogen.

Der Rechtsanwalt wirkte ja recht unscheinbar neben der hohen aristokratischen Gestalt. Die Unregelmäßigkeit seiner Züge fiel vielleicht noch mehr auf neben dem vornehmen Römerkopf. Aber Helene begriff nicht mehr, daß sie den Rechtsanwalt einmal so abschreckend häßlich gefunden. Aus seinem Gesicht sprach so viel Herzensgüte, ein so warmes, sonniges Gemüt, so viel Begeisterungsfähigkeit. Das klassische Gesicht des anderen wurde ihr immer mehr zur leeren Maske.

Ein alter Italiener, der ein Körbchen mit Muscheln und Seepferdchen in der Hand hielt, trat an den Baron heran und bat ihn, ihm etwas abzukaufen. Er sah wirklich bejammernswürdig arm aus, ein Greis, der vor Kälte zitterte, der nur ein paar elende Lumpen am Leibe trug.

Thüngen machte eine abweisende Handbewegung, und da der Alte sich nicht abschrecken ließ, drehte er sich so unwillig um, daß er mit seinem Stock das Körbchen traf und daß die ganze Ware in den Sand kollerte.

Mit Wehklagen stürzte sich der arme Teufel auf seinen armseligen Kram. Ruthard war gutmütig genug, sich zu bücken und ihm beim Aufheben zu helfen.

Thüngen aber hatte sich gleichgültig abgewendet. „Lästige Zudringlichkeit!“ murmelte er nur.

Mit zorniger Entrüstung blickte Helene ihm nach. Brutal und grausam war er! Ja, sie glaubte es jetzt! Wer weiß, was ihr Los gewesen wäre an der Seite dieses Herrenmenschen.

Später erhaschte er einen Moment des Alleinseins, um wieder die Frage an sie zu richten, auf die er um

jeden Preis eine Antwort haben wollte: „Helene, ich weiß noch immer nicht, warum Sie Ihren Groll gerade in diesen letzten Tagen so ganz verloren haben. Ich muß gestehen, ich zürne dem Schicksal seit unserem Wiedersehen mehr denn je. Sie sind jung und schön geblieben, Helene —"

Jetzt war sie in der rechten Stimmung, um ihm eine bittere Wahrheit zu sagen. „Warum mein Groll mir abhanden kam, Herr Baron? Weil ich in diesen letzten Tagen eingesehen habe, daß wir oft wie blinde, eigensinnige Kinder murren und wehklagen, Versagtes, Verlorenes beweinen, während das Schicksal es nur gut mit uns gemeint hat, als es unsere Wünsche kreuzte. Weil ich nicht mehr glaube, daß wir beide glücklich geworden wären. Es ist viel, viel besser so, wie es ist."

Eine zornige Röte schoß ihm in die Stirn. Die Antwort kam ihm unerwartet. Die Frauen hatten ihn verwöhnt. Er hielt sich für eine höchst begehrenswerte Persönlichkeit und meinte, diesem ältlichen Mädchen mit seinem Entgegenkommen einen starken Eindruck gemacht zu haben. Feindselig blitzten seine Augen sie an, die gewagt hatte, seine Eitelkeit zu beleidigen.

„O, Sie sind sehr aufrichtig, meine Gnädige, ich danke Ihnen übrigens ganz gehorsamst. Ich weiß nun daß es überflüssig gewesen ist, Gewissensskrupel zu haben. Man ist immer noch viel zu sentimental."

Damit wendete er sich schroff ab und ging davon.

Helene atmete mit vollen Zügen die köstliche Meerluft. Wie ein Gesundbaden war's, wie ein befreiendes Sichloslösen von der Vergangenheit, unter der sie so lange gelitten hatte. Jauchzen hätte sie mögen, es war ihr, als könnte sie fliegen, weil die Last der alten Sehnsucht so ganz von ihr genommen war.

„Ach, liebes Fräulein Helene," bat Ruthards Schwester

sie dann später mit warmem, treuherzigem Ton, „wenn Sie sich nur entschließen könnten, noch einige Tage mit uns hier zu bleiben und dann die Reise nach Florenz mit uns zu machen. Mein Bruder wäre so unsagbar glücklich.“

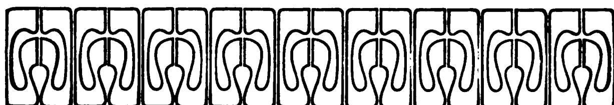
„Sie ahnen gar nicht, welchen Gefallen Sie mir tun mit Ihrem freundlichen Vorschlag,“ erwiderte Helene dankbar. „Ich fürchte nämlich, ich habe jetzt unter meinen Fahrtgenossen einen Feind, der mir die Weiterreise verbittern könnte. Ich möchte von Herzen gern meine Gesellschaft im Stich lassen.“

Die kleine Frau drückte ihr freudig die Hand. „Franz! Franz!“ jubelte sie. „Fräulein Helene schließt sich uns an, sie bleibt bei uns!“

Da begegnete Helene einem so seligen Aufleuchten in den Augen Ruthards, daß es ihr war, als versänken alle die traurigen Jahre, als würde sie wieder ganz jung.

Ihr Herz war ja frei, und sie wurde geliebt!





Strahlende Materie.

Naturwissenschaftliche Skizze von Gerhard Stein.



Mit 10 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

Es war eine der größten Überraschungen in unserem Zeitalter der Naturwissenschaften, als Röntgen vor einigen Jahren jenes wunderbare Licht entdeckte, das die Körper zu durchstrahlen vermag. Man stand vor einer neuen Naturkraft, vor einem neuen Gebiet, das uns eine Welt neuer Erkenntnisse ahnen ließ.

Nun ist zwar der Schleier, der uns diese neue Welt verhüllte, ein wenig gelüftet, aber schon wieder steht man vor einer Überraschung. Diesmal heißt sie Radium. Ein unscheinbarer Körper, ein braunes Pulver, das Eigenschaften besitzt, wie sie — abgesehen von den Röntgenstrahlen — kein anderer uns bekannter Körper auf Erden zu besitzen scheint.

Scheint — denn man kann nicht wissen, was sich uns noch sonst an Geheimnissen enthüllen wird. Die Kathodenstrahlen waren ja auch schon viele Jahre vorher bekannt, ehe Röntgen ihre bisher verborgenen Eigenschaften entdeckte, Eigenschaften der strahlenden Materie, welche den Physikern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel Kopfzerbrechen verursachte.

Man kennt die Geißlerröhren, diese hübschen, zier-

lich gebogenen, gewundenen, mit Ausbuchtungen geschmückten Glasröhren, die bei jedem Optiker zu haben sind. Wenn man die Drähte einer Elektrisiermaschine oder eines Induktionsapparates mit den in die Röhren eingeschmolzenen Metallenden verbindet, so leuchtet es in den Röhren in phosphoreszierendem Lichte auf. In diesen Röhren ist bis zu einem gewissen Grade die Luft verdünnt, und dadurch kommt die Leuchterscheinung zu stande. Strömt Luft in die Röhre hinein, so ist es nicht mehr möglich, das Leuchten hervorzubringen.

Dieser Umstand hat die Physiker veranlaßt, weiterzuforschen und zu untersuchen, welche Wirkungen man hervorrufen könnte, wenn man die Luft in Röhren oder ähnlichen Glasgefäßen bis zum äußersten verdünnt. Und da kam man zu sehr interessanten Beobachtungen. Je mehr Luft aus der Röhre ausgepumpt wurde, desto eigenartiger wurde das Leuchten. Macht man die Röhre so luftleer, daß nur ein ganz geringer Rückstand übrig bleibt, vielleicht wenige Milliontel Atmosphäre, so bietet sich ein ganz anderes Bild. Ein Strom von Licht flutet in gerader Linie durch die Röhre und erzeugt auf dem Glase ein starkes, grünliches Phosphoreszieren. Und zwar kommt dieser Lichtstrom von einer ganz bestimmten Seite der Röhre, nämlich vom negativen Pol oder der Kathode. Man nennt darum das Licht das Kathodenlicht.

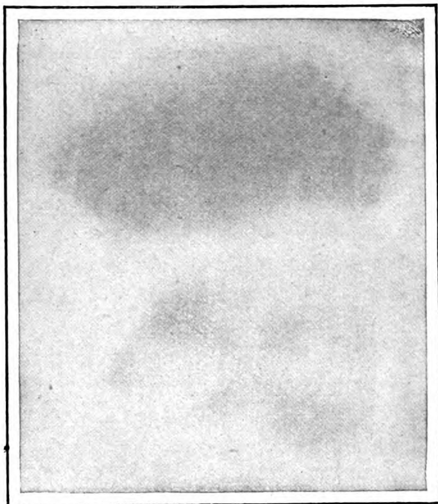
Die Kathodenstrahlen kannte man, wie gesagt, schon lange, nur wußte man nicht, daß neben den sichtbaren Strahlen noch unsichtbare, mit den Augen nicht wahrnehmbare, vorhanden waren. Erst durch einen Zufall wurden diese verborgenen Strahlen von Röntgen entdeckt. Er hatte eine Röhre, in der die Kathodenstrahlen leuchteten, mit einer starken Papphülle umgeben, um behufs anderer Beobachtungen völlige Dunkelheit im

Laboratorium zu erzeugen. Da bemerkte er, daß ein im Zimmer stehender Schirm, der mit Barymplatincyanür bestrichen war, fortwährend leuchtete. Barymplatincyanür ist ein sehr empfindlicher Stoff; sobald ein Lichtstrahl auf ihn fällt, gibt er jenes schwache Leuchten von sich, das man Phosphoreszenz nennt, er leuchtet wie im Dunkeln der Phosphor. Röntgen nun konnte sich nicht erklären, warum sein Schirm phosphoreszierte. Er umhüllte deshalb die Röhre noch stärker, aber der Schirm leuchtete weiter. Er nahm noch stärkere Umhüllungen, das Licht strömte trotzdem aus der Röhre und brachte weiter das Barymplatincyanür zum Phosphoreszieren. Nun erkannte er, daß hier eine Kraft vorhanden sein müsse, von der man bis dahin nichts gewußt hat, nun stand er vor der Pforte jener Entdeckung, die die Menschheit um eine neue Erkenntnis bereicherte. Nach sorgfältigen Untersuchungen kam er dahinter, daß es nicht die Kathodenstrahlen waren, welche jene wunderbare durchdringende Kraft besitzen, sondern andere Strahlen, die unser Auge gar nicht sieht, die aber eine Begleiterscheinung der Kathodenstrahlen in diesen Röhren sind.

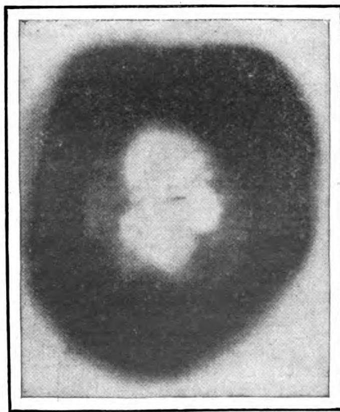
Die Röntgenstrahlen waren also entdeckt, und da man nun plötzlich einen Blick in ein tiefes Geheimnis getan hatte, sagte man sich, daß es wahrscheinlich nur ein Teil des Geheimnisses sei, daß das ganze aber erst noch erforscht werden müsse.

So begann das Suchen nach Kräften, die man noch nicht kannte, es begann das Suchen nach Licht. Denn so genau und gründlich man bis dahin das Wesen des Lichtes studiert hatte — die Entdeckung der wunderbaren Strahlen zeigte, daß die Forschung noch lange nicht am Ende war, sie ließ vermuten, daß man noch Kräfte finden würde, wo man sie bis dahin nicht ahnte.

Der erste, der bei diesem methodischen Suchen wirklich einen Fund machte, war der französische Chemiker Becquerel. Er hatte sich schon vorher mit dem Metall Uran und seinen Verbindungen beschäftigt, und nun fand er, daß das Urankaliumsulfat starke phosphoreszierende Eigenschaften habe. Kurz nach der Entdeckung Röntgens hatte er sich die Frage gestellt, ob nicht jene Stoffe, welche Phosphoreszenz besitzen, auch Strahlen aufzuweisen hätten, wie es die Röntgenstrahlen haben. Bei seinen Versuchen mit dem Uran machte er eine seltsame Beobachtung. Es heißt, es sei nur ein Zufall gewesen,



Der erste Versuch Becquerels.



Becquerels Versuch mit der Aluminiummedaille.

daß er eine kleine Menge Uran, in schwarzes Papier eingehüllt, auf eine photographische Platte gelegt habe. Bei der zielbewußten Arbeitsmethode dieses Gelehrten aber erscheint uns der „Zufall" sehr beabsichtigt. Becquerel legte also Uran, das in schwarzes Papier gepackt war, auf eine photographische Platte, ließ es 24 Stunden liegen, und als er die Platte entwickelte, sah er ganz deutlich die Umrisse des Urans, wie es im Papiere lag. Die dunklen Schatten auf unserem Bilde zeigen uns das Uranpräparat.

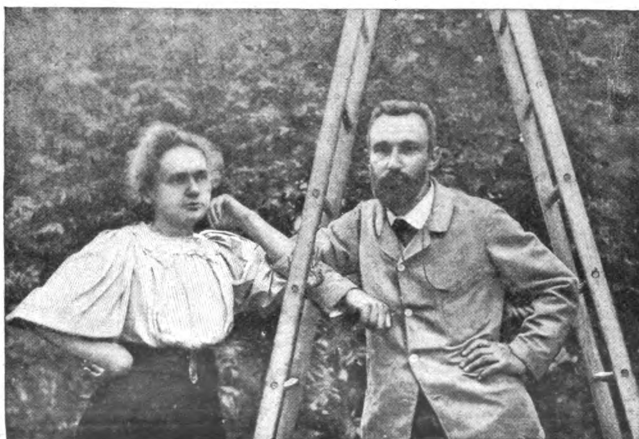
Nun wußte er: sein Uranpräparat hatte in Bezug auf die Durchstrahlung der Körper ähnliche Eigenschaften wie die Röntgenstrahlen, nur daß es — nach dem gemachten Experiment — viel langsamer auf die Platte wirkte als diese.

Und jetzt ging er einen Schritt weiter. Zwischen das Uranpräparat und die Platte legte er eine Medaille aus Aluminium. Als er die Platte entwickelte, hob sich die Medaille deutlich von dem stark belichteten (auf unserem Bilde dunklen) Grunde des umgebenden Urans ab.

Die ersten Zweifel über die Natur dieser neuen Entdeckung waren also gehoben, und nun begann das streng methodische Experimentieren. Es galt, die Kraft des Urans in vollem Umfang zu erforschen. Becquerel machte nun ähnliche Versuche, wie man sie vor Jahren mit den Röntgenstrahlen anstellte. So schloß er das Präparat in ein Holzkästchen und stellte das Kästchen auf die photographische Platte. Es zeigte sich nach einiger Zeit, daß der Stoff durch das Holz hindurch auf die Platte gewirkt hatte. Dann ging er weiter. Er schloß das Uran in ein Bleikästchen ein und legte in dieses Kästchen eine Münze. Nach einiger Zeit war die Münze auf der photographischen Platte zu sehen.

Die Strahlen waren also durch das Blei gedrungen, und das Bild der Münze trat ganz deutlich hervor. Er stellte noch weitere Versuche mit seinem Stoff an, und immer wieder fand er bestätigt, daß das Uranpräparat ebensolche Wirkungen besitzt wie die Röntgenstrahlen.

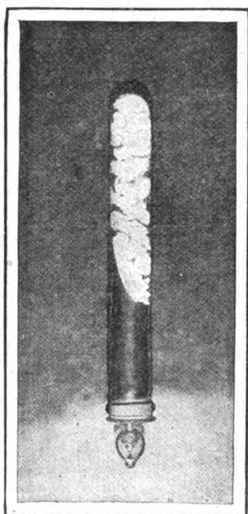
Becquerel zögerte ein volles Jahr, ehe er mit seiner



Herr und Frau Curie.

Entdeckung hervortrat, und als sie bekannt wurde, stieß sie in der ersten Zeit überall auf Zweifel. Aber die Veröffentlichungen Becquerels gaben doch die Veranlassung, daß sich andere Forscher mit der Sache eingehender zu beschäftigen begannen. Vor allem war es das französische Ehepaar Curie in Paris, das mit Uranpräparaten zu experimentieren begann. Und da kam eine ganz neue Überraschung. Während Becquerel sich nur auf das Urankaliumsulfat beschränkt hatte, dehnte das Ehepaar Curie seine Forschungen viel weiter aus.

Sie untersuchten eine ganze Reihe von Elementen daraufhin, ob eines derselben vielleicht Strahlungsvermögen besäße. Schließlich blieben sie doch bei der Pechblende, demselben Stoffe, der auch das Uran enthält. Aus



Das Radiumpräparat von Curie.

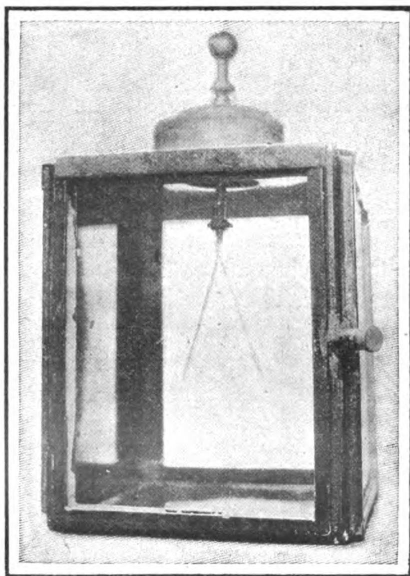


Das Radium auf der photographischen Platte im Dunkeln photographiert.

diesem Stoff schied Frau Curie zwei neue Stoffe oder richtiger Elemente aus, denen sie die Namen Polonium und Radium gab. Ob es wirklich zwei verschiedene Elemente sind, ist noch nicht festgestellt, zumal beide fast dieselben Wirkungen haben und dieselben Erscheinungen zeigen.

Waren schon die Kräfte, die die Röntgenstrahlen entwickelten, der Menschheit als ein Wunder erschienen, so war es das Radium in noch viel höherem Maße. Ganz unbegreiflich sind die Eigenschaften dieses Stoffes.

Zunächst besitzt er sämtliche Eigenschaften der Röntgenstrahlen, aber womöglich noch verstärkt, noch erhöht, daneben andere, die zum Teil gefährlich sind. Bisher hat man nur mit ganz geringen, unscheinbaren Mengen experimentiert, denn Radium ist fast unerschwinglich



Das mit Elektrizität geladene Elektroskop.

teuer. Dr. Giesel in Braunschweig, der sehr tiefgehende Forschungen an Radium angestellt und sich viel mit der Erzeugung dieses Stoffes beschäftigt hat, berichtet, daß er 5000 Kilogramm Pechblende verarbeiten mußte, um 2 Milligramm, also zwei Tausendstel Gramm Radium zu erzeugen. Welche Mühe und welcher Aufwand! Der Stoff ist deshalb so kostbar, daß man 1 Kilogramm Radium auf über eine Million Mark bewertet. Aber

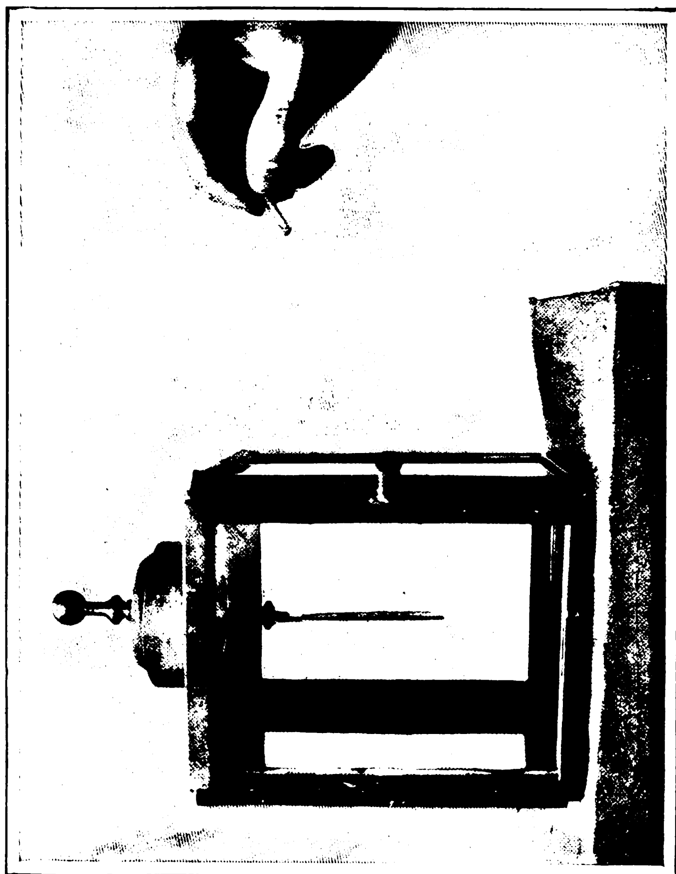
ein ganzes Kilogramm Radium existiert überhaupt noch nicht auf der Welt. Was in den Laboratorien vorhanden ist, zählt nach Tausendstel Gramm.

So wunderbar nun ist die Kraft dieses Stoffes, daß man an diesen kleinsten Mengen schon jetzt eine kaum übersehbare Zahl von Eigentümlichkeiten entdecken konnte. Vor allem sind es, abgesehen von seinem Strahlungsvermögen, ganz bedenkliche Eigenschaften. Wenn man eine ganz kleine Menge Radium eine ganz kurze Zeit in der Tasche trägt, so erzeugen die Strahlen Brandwunden auf der Haut, die sehr schwer zu heilen sind. Dr. Landon in Petersburg hat die Beobachtung gemacht, daß, wenn man über einem Käfig, in dem sich lebende Tiere befinden, auf Papier eine winzige Menge Radium streut, die Tiere nach einigen Tagen sterben. Er stellt auch die Behauptung auf, daß, wenn man einem Menschen ins Haar Bruchteile von einem Milligramm Radium streuen würde, der Mensch nach einer kurzen Zeit daran zu Grunde gehen müßte.

Das Strahlungsvermögen des Radiums ist so stark, daß man bei geschlossenen Augen durch die dicksten Binden hindurch die Strahlen wahrnimmt. Blinde, die noch einen Schimmer von Sehvermögen haben, sehen die Strahlen mit ziemlicher Deutlichkeit, und solche Erblindete, bei denen die Sehnerven zerstört sind, empfinden die Strahlen. Es ist die Wirkung auf das Hirn, die sich da äußert. Allerdings, der Glaube, daß man Blinde durch das Radium wieder sehend machen, oder daß man ihnen Konturen von Gegenständen durch die Radiumstrahlen verdeutlichen könnte, hat sich nach einigen Versuchen als irrig herausgestellt.

Eigentümlich ist die Wirkung der Radiumstrahlen auf gewisse elektrische und magnetische Verhältnisse.

Bei einer Ansammlung von Elektrizität wirken die Radiumstrahlen sofort entladend. Wenn zum Beispiel



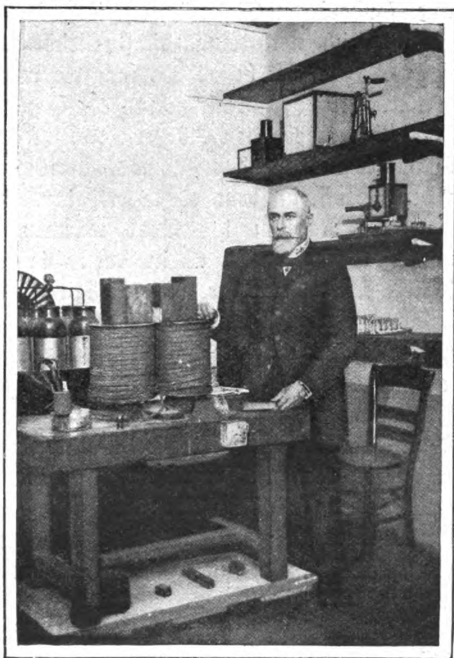
Das Elektroskop wird durch Radium entladen.

in einem Laboratorium eine Elektrisiermaschine im Gange ist und große Funken aus der Maschine gezogen werden,

so hören die Funken sofort auf, sobald man Radium in den Raum bringt, auch wenn es fest in einem Bleikästchen verschlossen ist. Es wirkt durch das Metall hindurch, und die Wirkung hört erst auf, wenn man sich ziemlich weit entfernt. In sehr kleinem Maßstabe ist die entladende Kraft des Radiums auch von einem bekannten Apparat, dem Elektroskop, zu beobachten. Es ist ein Gläschen oder Glaskasten, der mit einer Messingplatte zugedeckt ist. An der Platte hängen an einem Messingzäpfchen zwei leichte, sehr dünne Streifchen Blattgold. Wird nun die Messingplatte mit Elektrizität geladen, indem man zum Beispiel eine geriebene Glasstange in die Nähe bringt, so gehen die beiden Streifchen Blattgold auseinander. Sie bleiben in dieser gespreizten Haltung, solange die Elektrizität — es ist positive Elektrizität — nicht entladen wird. Nähert man sich nun — wenn auch schon in ziemlicher Entfernung — mit einer ganz geringen Menge Radium dem Elektroskop, so wird die Elektrizität entladen. Die beiden Blättchen fallen zusammen. Doch nicht nur die Fähigkeit, Elektrizität zu entladen, sondern auch die Elektrizität zu erzeugen, ist vorhanden. So behauptet ein Forscher, daß, wenn man genügende Mengen Radium auf einer bestimmten Stelle aufspeichern würde, man aus einer gewissen Entfernung mit den Strahlen, das heißt mit den Wirkungen dieses Elements, eine Dynamomaschine in Bewegung setzen könnte. Das wäre freilich eine sehr große Ersparnis an Kohle. Ja, die Ersparnis wäre sogar ungeheuer, denn zu der Summe seiner vielen Eigenschaften kommt noch die, durch die Entsendung seiner Strahlen scheinbar nicht an Masse zu verlieren.

Wir wissen, daß bei jeder Verausgabung von Kraft auch ein gewisser Verlust an Stoff eintritt. Wenn also

ein Stoff Strahlen aussendet, so müssen wir annehmen, daß er sich dadurch allmählich vermindert, denn ein Teil seines Stoffes hat sich in Strahlen verwandelt. Bei dem Radium scheint dies nicht der Fall zu sein.



Becquerels Versuche mit dem Elektromagneten.

Die genauesten Untersuchungen haben das merkwürdige Resultat ergeben, daß das Radium trotz der Ausgabe seiner gewaltigen Kräfte, trotz seines fortwährenden Strahlens auch nicht den geringsten Verlust an Gewicht erlitt. Man hat auch an den Präparaten, die bisher erzeugt worden sind, keine Gewichtsabnahme wahr-

genommen. Dennoch aber ist man zu dem Schluß gelangt, daß ein Gewichtsverlust eintreten muß, dieser ist jedoch so gering, daß er für unsere Maßverhältnisse kaum in Betracht kommt und sich erst in vielen Jahren vielleicht bemerkbar macht.

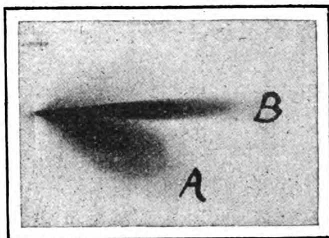
Zu allen sonderbaren Eigentümlichkeiten dieses Stoffes gesellt sich endlich noch eine, die vielleicht die merkwürdigste ist. Zunächst besitzt Radium die wunderbare Kraft, unter allen Verhältnissen um 1,5 Grad wärmer zu sein als die umgebenden Körper. Welche Temperatur auch in der Luft, in der sich das Radium befindet, oder in dem Stoff, in dem es lagert, herrschen mag, stets wird das Radium 1½ Grad wärmer sein als die Umgebung. Und nicht allein das: die Strahlen sind wirkliche Wärmestrahlen. Sie senden Wärme aus wie die Sonne, wie eine Flamme. Es ist berechnet worden, daß die Strahlen von 1 Gramm Radium im Laufe eines Jahres 3 Liter Wasser um 1 Zentigrad zu erhöhen vermögen.

Daß die Strahlen auch chemische Wirkungen erzielen, haben wir schon eingangs erwähnt. So zum Beispiel verwandeln sie weißen Phosphor in roten, Glas bekommt unter ihrer Einwirkung grüne, violette, blaue und orange Färbungen, auch Alkalisalze werden gefärbt und zerstört. Ebenso wird Papier und Zelluloid unter der Kraft dieser Strahlen braun, brüchig, bis es schließlich zerfällt.

Durch den Magneten werden die Radiumstrahlen abgelenkt. Becquerel hat in dieser Hinsicht sehr interessante Versuche gemacht. Eine photographische Platte, auf die er das Radium hatte wirken lassen, brachte er, noch mit dem Radium, in die Nähe eines Elektromagneten. Die Strahlen des Radiums nahmen nun eine neue Richtung. Auf unserem Bilde (S. 163) sehen

wir an B den Einfluß des Radiums — die Strahlen sind noch nicht abgelenkt. Bei A macht sich die Kraft des Magneten geltend. Die Strahlen werden gezwungen, ihre Richtung zu verlassen und der Anziehung des Magneten zu folgen.

Es sei noch hinzugefügt, daß das Radium auch die Fähigkeit besitzt, anderen Körpern: Metallen, Papier, Diamanten auf eine gewisse Zeit das Strahlungsvermögen mitzuteilen. Diese Körper strahlen wie Radium, bis in ihnen schließlich die Kraft erlischt, und das Phosphoreszieren aufhört. Legt man zum Beispiel unter eine Metallplatte etwas Radium und auf die Platte etwas Zinksulfid und Uranium, so leuchten diese Stoffe längere Zeit in phosphoreszierendem Lichte. Der Körper selbst, das Radium, ist unerschöpflich, aber die Strahlen, die auf andere Körper gefallen sind, erlöschen wie ein Licht, das ausbrennt. Die Strahlen scheinen hier nur Spiegelung und keine Wirklichkeit zu sein.



Abgelenkte Strahlen.

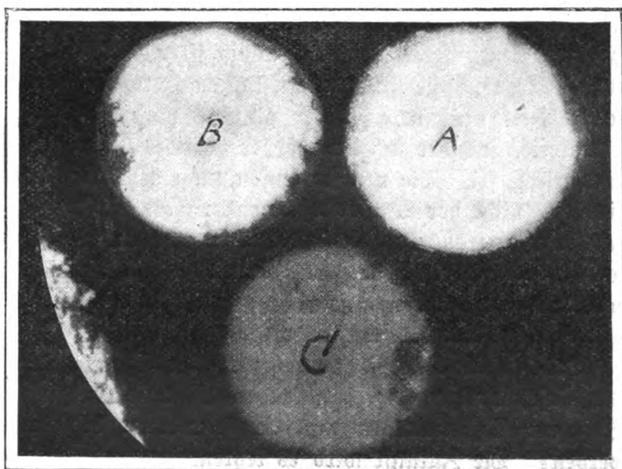
Woher wohl diese wunderbare Kraft kommen mag? Vorläufig bleibt es dem menschlichen Forschungsvermögen ein unergründliches Geheimnis, um so mehr, da es nicht das Radium allein ist, das diese Kräfte besitzt. Das Radium zeigt wohl die stärksten Wirkungen, die mächtigsten und wirksamsten Strahlen, aber ähnliche Strahlen wie das Radium besitzen auch eine Reihe anderer Körper. Frisches Regenwasser zum Beispiel ist radioaktiv, das heißt es besitzt ein Strahlungs-

vermögen ungefähr wie das Radium, freilich dauert dieses Strahlen nur kurze Zeit. In der Luft verschlossener Keller und Höhlen hat man gleichfalls solche Strahlen gefunden. Auch diese dauern nur ganz kurze Zeit und erlöschen, sobald frische Luft eindringt. Ferner hat man in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Körpern erzeugt, die gleichfalls radioaktiv sind. Die Aufzählung derselben würde hier zu weit führen. Bemerkenswert ist nur, daß Strahlen, die denen des Radiums und des Röntgenlichts ähnlich sind, auch in den Glühstrümpfen entdeckt worden sind.

Bekanntlich wird das Leuchten der Glühstrümpfe durch die beiden Elemente Thor und Cer erzeugt, in die der Glühkörper getaucht worden ist. Man hat nun in der letzten Zeit gefunden, daß das Thor radioaktive Kräfte besitzt. Wenn man ein Glühlicht mit einer undurchsichtigen Hülle umgibt und in diese Hülle ein kleines Fenster aus Aluminium einsetzt, so dringen Strahlen durch das Aluminium hindurch, die auf die photographische Platte wirken und auch sonst die Eigenschaften von Röntgenstrahlen besitzen. Es ist das Element Thor im Glühlichtbrenner, das diese Strahlen aussendet.

Vorläufig sind wir um eine Erklärung dieser neuen Erscheinungen noch in Verlegenheit. Einer der größten Physiker, der Engländer Crookes, bezeichnet die ganze Gruppe dieser Erscheinungen als strahlende Materie. Atome, die von den elektrischen Kräften ausgesandt werden, sogenannte Elektronen, sollen mit ungeheurer Geschwindigkeit von den radioaktiven Körpern ausgehen und durch die Schnelligkeit ihrer Bewegung ins Leuchten geraten und mit der Geschwindigkeit des Lichts die anderen Körper durchdringen. Man hat auch eine Beobachtung gemacht, die dieser Theorie einen gewissen

Halt gibt. Man hat mit dem Mikroskop beobachtet, wie das Radium auf einem Barymplatincyanürschirm wirkt. Da sah man, wie es auf dem Schirm auf einer begrenzten Stelle ununterbrochen wie Funken aufleuchtete. Gleichsam Pünktchen an Pünktchen. Es war — wenn man Großes mit Kleinstem vergleichen will — als wenn man auf eine Scheibe von einer be-



Phosphoreszieren durch Einfluss des Radiums.
(A und B Stückchen Zinksulfid, C Uranium.)

stimmten Stelle aus Millionen von Gewehrkugeln abschösse.

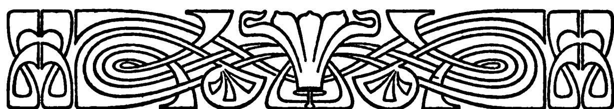
Um einen Begriff von der Größe dieser Elektronen, die vom Radium ausgehen, zu haben, gab der Physiker Kaufmann vom Umfang der Elektronen folgenden Vergleich. Wie sich ein Bazillus, den man mit etwa 500facher Vergrößerung wahrnimmt, zur Größe der ganzen Erdkugel verhält, so verhält sich die Größe eines Elektrons zu der eines Bazillus. Nun mag man

sich eine Vorstellung von der unendlichen Kleinheit der Elektronen machen.

Die Elektronen sind nach Meinung mancher Forscher nicht allein Eigenschaften des Radiums, der leuchtenden Materie, sie sind die letzten Urbestandteile der ganzen Welt. In der strahlenden Materie sehen wir die Elektronen in ihrer ursprünglichen Form und Tätigkeit, aber alles, was besteht, ist aus Elektronen zusammengesetzt. Jede Lichterscheinung ist eine Wirkung der Elektronen; sie sind der Urstoff, aus dem sich die ganze Welt aufbaut. Früher glaubte man, daß die Urmaterie, aus der sich die Körper gebildet haben, der Wasserstoff sei. Die neueste Anschauung geht nun dahin, daß nicht der Wasserstoff, sondern die Elektronen das seien, woraus sich die Welt aufbaut. Der Weltenraum, die Nebelgebilde des Himmels, das Leuchten der Sterne, das Leben auf Erden — alles ist aus dieser allerkleinsten Materie entstanden.

Das ist die Theorie von heute, die Theorie, die von Erscheinungen der strahlenden Materie ausging. Ob neue Erscheinungen uns eines anderen belehren werden? Die Zukunft wird es lehren.





Der Feuerlärm.

Humoreske von Jenny Limburg.



„Resi, wo bist denn? Komm zusperr'n!“ rief die Hausfrau aus der Liniengasse ihrer Köchin zu. „Ich geh' auf eine Viertelstund' zur jungen Frau hinüber. Hab's dem Herrn v. Dillhofer bei seiner Abschiedsvisiten versproch'n, mich während seiner Abwesenheit um sein Weiberl umzuschau'n. — Ruf mich, wann jemand nach mir frag'n sollt'.“

Die stattliche alte Dame schob sich das schwarze Spitzenhäubchen zurecht, legte ein gestricktes Wolltuch um die Schultern und klopfte an der Wohnungstür gegenüber.

Frau Dillhofer saß am nett gedeckten Jausentisch.

„Grüß Sie der Himmel, meine liebe Frau v. Dillhofer! Wie geht's denn? — Ich komm', Ihnen ein bisserl Trost zusprech'n, Sie armes Frauerl. Sie sind ja jetzt so verlass'n! — — — Jesses, was für rotg'weinte Augen Sie hab'n! — No, no, no, fangen S' nur nit gleich wiederum an!“

Die junge Frau lächelte unter Tränen. „Es ist ein Unsinn, nicht wahr? — Aber ich kann mir nicht helfen. Mir ist so bang' . . .“

Die Hausfrau schmunzelte. „Sie werden's schon noch billiger geb'n. Lassen S' nur ein paar Jahrln vorüberzieh'n. Im erschten ist man noch butterweich, hernach wird man hart wie Stein. — Sie beuteln mit'm Kopf? — — — Na, warten wir's ab, junge Frau."

„Da irren Sie, Hausfrau. Ich werde meinen Mann immer gleich lieb haben."

„No, was denn? Sie meinen gar, Sie werden die Eh' so brennheiß auslöffeln wie jetzt? Gar keine Spur. Ich hab' meine Erfahrungen. Die große Hitz' legt sich, und man kann von Glück sagen, wann hernach wenigstens eine angenehme Temperatur übrig bleibt. — Wär' eh recht schön und kommt alle heilige Zeit einmal vor."

„O, ich fürcht' mich nicht. Bei meinem Manne und mir wird's immer gut bleiben."

„No ja, warum nicht?" meinte die Hausfrau gutmütig. „Ein jeder Mensch bildet sich halt ein, daß akurat er zu den Auserwählten g'hört. — — No ja, mir kann's recht sein, wann's so ist."

Frau Ida Dillhofer blickte etwas unsicher drein. Dann hob sie selbstbewußt den Kopf. „Ah was! Mir ist nicht bang um die Dauerhaftigkeit unseres Eheglücks. Ich bin bloß besorgt, wenn ich daran denke, daß mein Mann in dieser naßkalten Witterung — mit nur kurzen Unterbrechungen an Feiertagen — wochenlang reisen muß. — Wenn er nur nicht krank wird!"

„Halt ja, so ein Eisenbahninspektor, der hat kein leichtes Brot, meine liebe Frau v. Dillhofer. 's g'schieht mir selber hart, wann ich an die Strapaz'n denk', die Ihr braver Herr durchzumach'n hat. Er ist eh keiner von den Stärksten. Haben S' ihm auch Wintersock'n mit'geb'n und eine warme Wäsch'?"

„Gewiß, Jägerwäsche.“

„Waas? Eine Jägerwäsch’ haben S’ ihm ein’packt? Mein Gott und Herr, ein wahres Unglück! Das ist ja gar nichts wert! — No ja, das junge Volk ist halt unpraktisch und nimmt alles leicht. Fliegt nur aufs Moderne. Die Jägerwäsch’ ist für die Pflanzleut’ und für die Mott’n. Ein Barchent oder ein Flanell, das halt warm und trocken im nassen Herbstwetter. Denken S’ an mich, er holt sich irgend eine Krankheit. ... No, no, no, schau’n S’ mich nur nicht gar so entsetzt an! Vielleicht verschont ihn der liebe Herrgott. Ich will drei Vaterunser für ihn bet’n. Ein anders Mal geben S’ ihm halt eine Barchentwäsch’ mit, oder meinetweg’n einen Flanell.“

Frau Dillhofer versprach’s, und beruhigt holte die alte Dame ihren Strickstrumpf aus dem Pompadourtäschchen.

Frau Ida bot ihr eine Tasse Kaffee an.

Die Hausfrau sträubte sich ein wenig. „Aber nein! Danke vielmals! Hab’ schon um halber drei mein Lackerl ’trunken, wie ich’s g’wohnt bin. Um drei ist dann die Godl von meiner Enkelin Josephine ’kommen. Da hab’ ich natürlich einen frisch’n aufgieß’n lassen und dem Gast zu Ehren wieder ein Lackerl g’nommen.“

„Und jetzt werden Sie mir zu Ehren auch ein Täßchen nehmen. Aller guten Dinge sind drei,“ sagte die junge Frau liebenswürdig.

„Na, in Gottes Namen! Eine alte Wienerin laßt sich nicht bitt’n, wann’s auf einen Kaffee ankommt. Wir sind eh die gebornen Kaffeeschwestern.“

Das Mädchen der Frau Dillhofer brachte das Abendblatt.

„O je, Sie lesen die Zeitungen, meine liebe Frau v. Dillhofer? Das könnt’ mir einfallen. Ich nimm sie

gar nicht in die Hand, weil nichts drinnen steht als wie von Raubmord oder von Eisenbahnzusammenstöß'n, daß es ein Graus ist. Erst vorige Wochen soll ein Reisender im Schlafwagen ermordet worden sein. Und dann erscht die fürchterliche Entgleisung gestern nacht! ... No, no, no, erschrecken S' nur nicht gleich! Das war ja in Amerika. Sechzig Tote, hundert Schwerverletzte. Jesses, die Haar' steigen einem zu Berg, wann man bedenkt, daß bei uns alle Tag' dasselbe passier'n kann. — Folgen S' mir, junge Frau, und lesen S' nur keine Zeitungen nicht, solang Ihr Herr auf der Reis' ist, sonst haben S' keine ruhige Stund', weder bei Tag noch bei Nacht."

Der jungen Frau war aller Appetit vergangen. Sie schob ihre halbgeleerte Schale von sich und hörte still zu.

„Ich werd' Ihnen meinen Maria-Theresia- und meinen Kaiser-Joseph-Roman herleih'n. O je, der ist so wunderschön! Ich les' ihn selber seit fufzehn Jahren, seit ich ihn aus'm Extrablattl herausg'schnitten hab', alle Jahr' wenigstens zweimal. Jesses, die Maria Theresia! Unser Herrgott hat sie sicher in seiner besten Laun' erschaff'n. Und dann der gute Kaiser Joseph! Ich sag' Ihnen, was ich z'sammenweinen tu', wann ich zu seiner letzten Stund' komm' — das ist schon nimmer schön. Dreimal hintereinander les' ich die Stell'n. Ewig schad' um den Mann, daß er mit seinen zwei Frau'n so wenig Glück g'habt hat. Aber alles was wahr ist: bei der zweiten wird er wohl auch ein bisserl schuld g'wesen sein. Die Frau Mutter hätt' ihn halt nicht zu einer Schiach'n kommandier'n sollen, wo sie doch g'wußt hat, daß er nur für die Schönen ein Aug' g'habt hat ..." Die Hausfrau sah auf die Uhr. „Waas? Gleich sechse? Na, da muß ich aber rennen,

daß ich noch in Segen zurechtkomm'. Entschuldig'n S' vielmals, daß ich den guten Kaffee nicht absitz'n tu'. — Aber der liebe Gott geht vor. Leben S' wohl, meine liebe Frau v. Dillhofer. Morgen komm' ich wieder mit meiner Strickerei, wann ich Sie nicht stör'. — Ich muß Sie ja tröst'n, Sie armes Frauerl, Sie! Aber ja, ich tu's von Herzen gern!"

„Bitte, kommen Sie nur! Sie sind mir willkommen," sagte die junge Frau nervös.

— — — — — — — — — — — —

Und sie kam, die gute Hausfrau, sie kam oft trösten. Wenn sie auch mitunter den Zweck verfehlte und das Gegenteil erzielte, so meinte sie's doch seelengut. Frau Ida, die überdies durch tägliche Briefe über ihres Gatten Befinden beruhigt sein konnte, machte sich bald keine überflüssige Sorge mehr wegen Jägerwäsche und Zugsentgleisungen.

„Was schreibt denn Ihr Herrl?" fragte die Hausfrau an einem gemütlichen Nachmittag.

„Wer?"

„Nun, Ihr Herrl."

„Ich hab' keinen Herrn."

„Was haben S' denn?"

„Einen Mann!" versetzte die junge Frau selbstbewußt.

Die alte Dame drohte ihr schmunzelnd mit dem Finger. „Sie Schlankerl, Sie! — No ja, die jungen Frauen von heutzutags, die verstehen's. Die bilden sich was ein. Zu meiner Zeit, da haben wir noch einen Herrn und Gebieter g'habt und haben uns nicht mucksen dürfen, wann's ihm nicht recht war."

„Ah, das könnt' ich brauchen!" fiel die junge Frau entrüstet ein. „Mein Mann ist mein Kamerad, mein Freund. Aus freiem Willen tu' ich ihm alles zu Ge-

fallen, ebenso er mir — und so vertragen wir uns prächtig."

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Na, mir kann's ja recht sein. Aber ich mein', die Ehen von früher sind doch glücklicher g'wesen."

„Da erlaub' ich mir, zu zweifeln. Die früheren Ehefrauen werden sich bloß nicht zu „mucksen" getraut haben, wenn Ihnen auch vieles von ihrem „Herrn und Gebieter" nicht recht gewesen war. Ein schönes Glück das!"

Die Hausfrau schüttelte den Kopf. „Da muß ich still sein. Denn gegen solche Spitzfindigkeit'n kann ich einfache alte Frau nicht aufkommen. Aber so viel kann ich sag'n: Ich tauschet nicht mit den jetzig'n Frau'n."

Nachdem das „Sonst und Jetzt" der Ehe noch eine Weile erörtert worden war, las Frau Ida ihrem Gaste heitere Stellen aus ihres Mannes Briefen vor.

„No ja," schmunzelte die Hausfrau, „er ist ja recht lustig und fidel, Ihr Herr Gemahl. Sei'n S' froh, junge Frau! Da geht's ihm g'wiß gut. Halt ja, die Herren lassen sich nichts abgeh'n auf dieser Welt. Nicht so wie wir Frau'n, die wir uns nichts vergönnen."

„O, mein Mann lebt sowohl in Wien als auch auf der Reise sehr bescheiden. Er gönnt sich nichts. Höchstens dann und wann eine Tarockpartie," bemerkte Frau Dillhofer mit frohem Stolz.

„Eine Tarockpartie? Und sonst nichts? ... Ah, das kost' mich ein' Lacher. Was sich so ein junges Frauerl nicht alles einbild'n tut! Da kann man seh'n, daß Sie noch keine Erfahrungen hab'n, meine liebe Frau v. Dillhofer. Gottlob, da kenn' ich die Männer schon besser. Na, ich will's meinen. — Sie denken gar, Ihr Herr lebt auf der Reis' wie ein Klosterbruder, gelt'n S' ja? ... Na, na, meine liebe Frau v. Dillhofer!

Schlagen Sie sich nur so was aus'm Kopf. Glauben S' mir, er ist kein Heiliger. Kein einziger ist ein Heiliger. Mein Seliger war's auch nicht, und ist nicht der Schlimmste g'wesen. Und erscht die Männer von heutzutags. Du lieber Himmel! Das sind freilich die Recht'n. Kein Wunder. 's gibt so viel nichtsnutzige Frauenzimmer auf dieser Welt. So grauslich viel. Die verlocken Ihnen alle Männer. No, no, Sie brauch'n deswegen nicht gleich zusamm'zufahr'n. Ihr Herr Gemahl hat Sie ja trotzdem sehr lieb. Wochengeld gibt er Ihnen auch reichlich ..."

„Aber gehen S', Hausfrau! Mein Mann ist durchaus nicht wie die anderen. Er ist treu wie Gold. Ich könnt' meine Hand für seine Ehrenhaftigkeit ins Feuer legen."

„Ehrenhaftigkeit! Ehrenhaftigkeit!" brummte die alte Dame. „Das hat mit der Ehrenhaftigkeit gar nichts zu tun. Die Herren der Schöpfung haben sich's schon so bequem eing'richtet auf dieser Welt, daß sie sehr ehrenhaft bleiben könn'n, und wann sie die Abwechslung noch so gern haben."

„Mein Mann wünscht aber nicht die Abwechslung! Ganz bestimmt nicht!" sagte die junge Frau aufgeregt.

„Ah so! Er ist eine Ausnahm', meinen Sie? Er schaut sich kein fremdes Frauenzimmerl nicht an? ... Na, Gott erhalt' Ihnen Ihren schönen Glauben! — Endlich und schließlich ist alles möglich. Aber ein blaues Wunder wär's. ... Hm, 's ist halt immer kritisch, wann so ein fescher Mann allein auf der Reis' ist. G'legenheit macht Diebe. Und man hat genug Beispiele, daß akurat die Männer, die hübsche Frau'n hab'n, die ärgsten Lebemänner sind. Mein Gott und Herr, es ist schon einmal so auf dieser Welt. Das

darf Sie nicht im mindesten alteriern, meine liebe Frau v. Dillhofer. Nicht im geringsten."

Die junge Frau wurde ganz blaß und still. Wie im Traum hörte sie all die haarsträubenden Geschichten, die ihr die gute Hausfrau zum Trost erzählte.

— — — — — — — — — — — —

Abends erhielt sie den Besuch ihres älteren Bruders, eines vielbeschäftigten Fabrikanten aus Breitensee. Er hatte sich von zu Hause freigemacht, um einmal nach seiner vereinsamten Schwester zu sehen. Was der kleine Haushalt nur Gutes bieten konnte, wurde dem lieben Gaste vorgesetzt. Spät ging er wieder.

Früh am nächsten Morgen klopfte die Hausfrau. Die junge Frau saß eben beim Frühstück.

„Wünsch' gut'n Morg'n, Frau v. Dillhofer! Gut'n Morg'n! Wie haben S' geruht? ... Gut? Na, das freut mich. ... Und ich? ... Danke bestens, kann auch nicht klag'n. Bitt' um Entschuldigung, daß ich Ihnen so früh ins Haus fall', aber meine ganzen Uhren sind mir heut' nacht steh'n geblieben. Rein, als ob ein Erdbeben g'wesen wär'. Vielleicht war eins, und ich weiß nichts davon, weil ich seit neun Uhr Abends fest g'schlafen hab'."

„Ich hab' nichts von einem Erdbeben gespürt und bin doch bis Mitternacht auf gewesen," wandte Frau Ida verwundert ein. „Auch sind meine Uhren in Ordnung."

„Ah, so was! 's war kein Erdbeben, und Ihre Uhren geh'n? — — Meiner Treu, dann weiß ich nicht, wie's kommt, daß die meinig'n wie auf ein Kommando die Arbeit eing'stellt hab'n. Aber da möcht' ich schon bitt'n, daß ich sie nach den Ihrigen aufzieh'n könnt'. ... Platz nehmen soll ich? — Nein, dank' schön, hab' keine Zeit. Ich muß mich mit'm Ankleid'n tummeln,

weil ich vor Tisch noch eine Visite machen will. — Jesses, die Visit'n! — Sind die mir zuwider! — Aber da hilft nichts. Geh'n muß man, sonst kommt kein Mensch zu einem. Und Besuche seh' ich für mein Leben gern bei mir. — Sie auch, Frau v. Dillhofer?"

Ein durchdringender Blick begleitete die harmlos scheinende Frage.

„O ja. Vorausgesetzt, daß es angenehme Besuche sind."

„No halt ja, das versteht sich von selber. Angenehm muß einem so ein Besuch sein. Für einen zuwidern dank' ich. — Sie sollten auch schau'n, daß Sie hie und da einen bekommen, meine liebe Frau v. Dillhofer. Für eine junge Frau ist's nicht gut, so eingezogen zu leben wie Sie."

„So arg ist's nicht mit meiner Einsamkeit. Sie sind ja so liebenswürdig, sich meiner manchmal anzunehmen."

„Ja, ja, ich komm' schon von Herzen gern. Aber ich bin halt schon ein altes Weib — und kein junger Mensch ... keine junge Frau, wollt' ich sag'n. Und zu Ihnen passet eigentlich eine junge G'sellschaft."

Wieder ein scharfer Blick.

„O, an der fehlt es mir auch nicht. Erst gestern abend war mein Bruder bei mir."

Endlich! Nun hatte die Hausfrau ihr Ziel erreicht, auf das sie auf dem weiten Umweg über ein Erdbeben, über stehen gebliebene Uhren, über Besuche im allgemeinen und besonderen losgesteuert war. Sie sah der jungen Frau unverwandt ins Gesicht.

„Was Sie nicht sagen! Der fesche blonde Herr ist Ihr Bruder? — Na, so was! Der schaut Ihnen aber gar nicht gleich."

„Sie haben ihn gesehen?"

„Ich war grad am Gang bei der Wasserleitung, wie der Herr an Ihrer Tür g'läutet hat. — — — Hm, aber ähnlich schaut er Ihnen nicht ein bisserl. Unter G'schwistern ist eine so große Verschiedenheit sonst selten. — Na, das macht nichts. Er kann des-weg'n dennoch Ihr Bruder sein. Nur wundert es mich, daß ich ihn noch nie bei Ihnen g'sehen hab', Ihren Herrn Bruder," fügte die alte Dame mit scharfer Betonung hinzu. „Ist er denn gestern zum erschten Male bei Ihnen g'wesen?"

„O nein, schon zwei- bis dreimal mit Frau und Kind," versetzte die junge Frau befremdet.

„So, so. Da werd' ich sicher nicht z' Haus g'wesen sein. Sonst fliegt keine Flieg'n ins Haus, die ich nicht seh'. Aber Sie können sag'n, was Sie wollen — für G'schwister wird Sie beide kein Mensch anschau'n. Gar keine Spur. Außer Sie sagen's selber ein' jedem, meine liebe Frau v. Dillhofer."

Die junge Frau lachte. Wie komisch die alte Dame war! Sie schien ja an der Echtheit ihres Bruders zu zweifeln und machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: „Du kannst mir lang gut reden." — —

Einige Tage später sagte die Hausfrau zu ihrer Köchin: „Du, Resi, lauf hinüber zur Frau v. Dillhofer und richt eine schöne Empfehlung von mir aus, ob die Gnädige nicht zu mir herüberkommen möcht'. Der Hausherr vom Eck droben wird um drei begraben. Sag' ihr, so eine Leich' hätt' sie noch nicht g'sehen. Die ganze Gass'n ist auf. — Ich lass' schön bitten."

Die alte Resi ging eilig zur Tür hinaus.

Bald darauf erschien Frau Ida.

„Da bin ich, liebe Hausfrau. Nicht so sehr wegen der schönen Leich', als um mit Ihnen ein wenig zu plaudern."

„Das ist schön von Ihnen. Sie sind halt ein liebes Frauerl und wiss'n einem immer was Angenehmes zu sag'n. — Na, so plausch'n wir halt ein bisserl. Wollen S' nicht Platz 'nehmen? Vielleicht hier beim Fenster, damit wir nichts verpass'n. — So, meine liebe Frau v. Dillhofer, jetzt können wir das Angenehme mit dem Nützlich'n verbind'n. — Ich dischkurier' für mein Leben gern mit Ihnen. — Wissen S'," fuhr sie fort, „wann man alt wird, hat man eh keine andere Zerstreuung als einen kleinen Tratsch, eine schöne Leich', eine Kopulation oder eine Kindstauf'. Alles andere ist nicht nach meinem Gusto. Die Theater, Konzerte und Bälle kosten ein Heidengeld, und hernach hat man eh nichts davon. Aber so eine Hochzeit oder eine schöne Leich', das ist halt ein billiges Schauspiel."

Die alte Resi erschien mit wichtiger Miene. „I bitt', a junga Herr läut' an der gnä' Frau v. Dillhofer ihr' Tür, und d' Lisi von der Gnädig'n is vor a Weil' in die Waschkuchl 'gangen."

„Ah, da muß ich aber schauen, wer mich sucht!" sagte Frau Ida eifrig.

„Ich nicht minder. Hab's dem Herrn v. Dillhofer versproch'n, mich um seine Frau umzuschau'n," murmelte die Hausfrau hinter der eilig sich Entfernenden her. „So, so, also wieder ein junger Herr . . ."

„Hans! Liebster Hans! Du bist's?" rief die junge Frau draußen freudig aus und warf sich einem feschen Einjährig-Freiwilligen in die geöffneten Arme. Hastig schloß sie ihre Tür auf, hing sich in den Arm ihres Gastes und zog ihn in ihre Wohnung.

Sprachlos stand die Hausfrau an ihrem Guckfensterchen in der Tür. Das ging über ihren Horizont.

„Wer ist denn der wiederum?" fragte sie nach einer Weile ihre Resi, die auch mit gespitzten Ohren auf-

gehorcht hatte. „Resi, hast du g'hört, was sie g'sagt hat? ... „Hans, mein liebster Hans!" — — So ein Freudenschrei! Der klingt mir noch in den Ohren. So einen hat s' noch nicht von sich 'geb'n, wann ihr braver Mann z' Haus 'kommen ist. — Ich bin nur begierig, was der jetzt wiederum sein wird: ein Bruder, ein Vetter, oder sonst wer. — Daß er kein Großvater nicht ist, das hat man seh'n können. Ah, das wird mir schon zu dumm! Meiner Seel' und Gott — zu dumm!" ...

Unterdessen führte Frau Ida ihren Gast glückstrahlend ins Zimmer. „Aber, Hanserl, wie kommst denn du auf einmal nach Wien? Nein, so eine Überraschung! — Wie geht's Papa und Mama?" fragte sie in einem Atem.

„Danke, gut. Lassen dich grüßen. Hab' ich dich überrascht? — Was wirst du erst sagen, Iderl, wenn du hörst, daß ich mein Freiwilligenjahr nicht daheim in Graz, sondern hier in Wien abdien'? Ist das eine Idee?"

„O du, ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich freu'."

„Ich soll hier auch klassische Philologie hören."

„Das ist recht."

„Hab's durchgesetzt — deinetwegen, Schwesterl. Es ist nimmer schön zu Hause, seit du verheiratet bist. Öd und fad zum Melancholischwerden."

„Dir fehlt wohl die Genossin deiner losen Streiche, gelt?" neckte Frau Ida. „Aber du, das ist köstlich, daß du auch hier sein wirst. — Du wohnst doch bei mir? Ich werde Platz schaffen."

„Ne, danke bestens, Schwesterlein. Bei aller Bruderliebe will ich doch meine persönliche Freiheit wahren. In die Nähe kriegst du mich aber für alle Fälle. Hab' schon

im Vorübergeh'n in einer der ersten Seitengassen eine ganz nette Wohnung für mich entdeckt. Ihr größter Vorzug: eine reizende Haustochter. Du, Augen hat sie! ..."

„Hans, ich hoffe, du bist nach Wien gekommen, um zu studieren," sagte Ida streng.

„Da hat man's. Hab' ich's nicht gesagt, daß es bei dir um meine Freiheit geschehen wär', gestrenge Frau Schwester? O, ich kenn' das. — Doch beruhige dein besorgtes Gemüt. Ein kleines Techtelmechtel wird meinen Studien nicht schaden."

Und so ging's fort.

Während des Plauderns fiel Ida ihre Hausfrau ein, die sie in ihrer Herzensfreude ohne Abschied verlassen hatte.

„So, das kann schön werden," dachte sie. „Was wird sie von mir denken? Ohnehin neigt sie zu allerhand Mißtrauen."

Und sie erzählte dem Bruder den Verdacht der alten Dame in Betreff ihres ältesten Bruders, was Hans nicht wenig belustigte. Doch sagte er nichts, sah nur seine Schwester verschmitzt an. ...

Unterdes befand sich die Hausfrau in heftiger Aufregung. Auf der Straße begann sich das schaugierige Publikum anzusammeln, was auf den baldigen Beginn der Leichenfeier schließen ließ.

Da durfte sie unmöglich fehlen.

Anderseits wollte sie um keinen Preis den Weggang des Dillhoferschen Gastes versäumen.

Endlich half sie sich. Ihre Resi mußte am Türguckerl passen, sie selber blickte vom Fenster auf die Gasse. Infolge der Straßenbiegung konnte die alte Dame nicht ganz bis zum Trauerhause sehen. Daher richtete sie ihr Hauptaugenmerk auf das Verhalten des

Publikums. In ein warmes Tuch eingehüllt, lehnte sie im offenen Erkerfenster des ersten Stocks, sie, die sich sonst ängstlich vor der Herbstkühle verschloß.

Eben ließ sich unten eine gewisse Bewegung wahrnehmen, das Vorzeichen des nahenden Zuges.

Da stürzte die Resi ins Zimmer: „Hiazt kummen s'! Hiazt kummen s'!"

„Wer? Mit der Leich'?"

„Aber na, die Frau v. Dillhofer mit ihrem Soldat'n."

„O je, o je, und akurat fangt die Musik an! Jetzt bringen s' den Hausherrn! Daß auch immer alles zusamm'kommen muß! Wo soll ich zuerscht sein?"

„Gengan S' g'schwind außi! Bis d' Leich' daherziagt, is der Soldat furt," sagte die Resi.

Das war gut geraten.

So schnell sie ihre Füße trugen, eilte die alte Hausfrau zur Eingangstür.

Draußen stand das Geschwisterpaar.

Hans, der Schelm, verzögerte absichtlich den Abschied. Er klirrte mit den Sporen und horchte auf jedes aus der Nachbarwohnung dringende Geräusch.

Jetzt vernahm er ein leises Flüstern.

Mit einer geschickten Schwenkung stellte er sich so, daß sein Gesicht dem Guckfenster der Hausfrau zugekehrt war. Dann blickte er seine Schwester mit schwärmerischer Zärtlichkeit an und zog ihre Hand an seine Lippen. „Leb wohl, Schatz!" Folgte ein zweiter und dritter leidenschaftlicher Handkuß.

„Also morgen mittag darf ich wiederkommen? — Bin ganz glücklich! Adieu, Liebste!"

Jetzt neigte er sich mit zärtlichem Lächeln an ihr Ohr und flüsterte: „Nur keinen Pudding, Idchen. Mag das Pappzeug nicht leiden. Kennst du noch meine Leibspeis'? — Schinkenfleckerl."

Noch ein zündender Blick, ein verzücktes Augenverdrehen — und die Hand ans Herz gepreßt stürmte er davon.

Die junge Frau war im ersten Augenblick über den tollen Ulk ihres Brüderleins ganz verdutzt. Was wollte nur der Schelm? — Unwillkürlich warf sie einen Blick auf die Tür der Hausfrau. Wie ärgerlich, wenn sie beobachtet worden wären! Der unbesonnene Schlingel konnte sie in eine schiefe Lage bringen.

Dann aber begab sie sich leise lachend in ihre Wohnung zurück. Ach, was lag daran? Sie wollte die Hausfrau schon aufklären. Einstweilen sollte der Tollkopf seinen Spaß haben. Doch morgen mußte er gleich nach Tisch mit zur Hausfrau und sich vorstellen lassen....

Hinter ihrer Tür stand die alte Dame starr vor Entrüstung.

„Da schaut's! Da schaut's her! Resi, hast du's g'sehen? Ah, ah, da hört sich schon alles auf! So ein Skandal! Aber so was! ... Na, aber so was!" sagte die Hausfrau in klagendem Ton. „Mein Gott und Herr, das ist ein wahres Elend auf dieser Welt! ... Du lachst, Resi? — Da gibt's nichts zu lachen. Weinen könnt' ich, meiner Seel'. Mich erbarmt der arme Mann. Der plagt sich Tag und Nacht, damit sein Weiberl die Gnädige spielen kann — und da hat man's! — Mir scheint, für den armen Teufel wär's eh besser, er tät' zu Hauf' inspizier'n — und nicht auf der Eisenbahn. Da könnt' er eher was find'n. — Na, ich dank'. Wie heilig als sie sich nur anstellt. Als ob sie keine zwei zählen könnt'."

Der alten Dame war heiß geworden. Sie band erregt ihre Haubenbänder auf und warf das Tuch ab.

„Und wann man ihr zuhört, meint man, daß sie in ihren Herrn verschoss'n ist wie nur was. Dageg'n...

Ah, da g'hört schon was dazu! — Hast du ihren schuldbewußten Blick auf meine Tür g'sehen? — — Ja, ja, das schlechte G'wissen! — Na, so was!"

„Gnä' Frau, d' Leich'! Hären S' d' Musi? Hiazt bringen s' 'n Hausherrn! G'schwind! Sunst versamen mir's!" schrie Resi in fieberhafter Aufregung.

„Jesses, der arme Hausherr! Auf den hätt' ich über die dalkete G'schicht' bald vergess'n. Möcht' sich lohnen! Was geht mich eigentlich die ganze G'schicht' an? Gar nichts," sagte sie, indem sie ins Zimmer zum Fenster zurückhastete. — „So, da bin ich. Ist die Leich' schon vorüber? — Nein? Gottlob, ich erwisch' sie noch. Richtig, vierspännig! Hab' ich's nicht g'sagt? O je, o je, die vielen Kränz', die vielen Trauergäst'! Meiner Seel', das ist eine Leich', die sich g'waschen hat. Und die schöne Musik! Du, die geht einem durch Mark und Bein. Mein Gott und Herr, wie die arme Witwe weint! — Sixt, Resi, so hab' ich g'weint, wie sie vor zehn Jahren mein' Selig'n hinausg'führt hab'n. Sechs Schnupftücheln hab' ich 'braucht. Die Gnädige von drüben, die tät' g'wiß nicht so weinen — trotz dem unschuldvollen G'sicht, das sie immer macht, die scheinheilige Person. — Aber ich will gar nicht dran denken, sonst steigt mir die Gall' auf. — Da schau, Resi, das sind die vier Kinderl. Alle tiefschwarz. — Jesses, Kinder in Trauer, das druckt einem das Herz ab. O je, o je, die armen Waserl! Und die vielen Herren in Zylinder! — Das sind lauter Hausherr'n vom Grund. G'meinderät' sind auch drunter. Lauter Mariahilfer. — Aber weißt was, Resi? Zum Quartal sag' ich der drüben ganz sicher auf. Nein, so was kann ich nicht brauch'n in meinem Haus. Ich muß anständige Partei'n hab'n. — Du, schau die Putzdock'n dort unten in dem roten Kleid und gleich hinter ihr die alte Schachtel

mit den wallenden weißen Straußfedern am Hut. G'hört sich das zu einer Leich'? — Meiner Seel', die Leut' wissen nicht, was sie sich anzieh'n soll'n zu einem anständigen Begräbnis. Ich hab' mich immer ganz schwarz gekleidet und obendrein einen schwarzen Kreppschleier auf meinen Hut g'steckt. No ja, man muß den Toten eine wirkliche Ehr' erweisen!"

Sie brach ab und schaute entrüstet auf zwei junge Damen im Trauerzug, die sich mit heiteren Gesichtern unterhielten.

„Sixt die zwei dummen Gredeln dort unten? Anstatt ihren Schnabel zu halt'n und andächtig einherzugeh'n, wischpern s' und kichern s' miteinander, als ob s' auf einen Ball ginget'n. Ich möcht's ihnen schon geben, wann s' meine Töchter wär'n! No. ja, die Madeln hab'n halt heutzutags keine Erziehung und keinen Schick. — So, jetzt kommen die Trauerwag'n. Bis zur Kirch'n fahren s' leer." Sie zählte.

„Du, das ist großartig! Zwanzig Privatequipagen, zehn Fiaker, fünf Omnibusse. Ein Fürscht braucht sich nichts Schöneres zu wünsch'n. Ich wär' froh und glücklich, wann i ch's so fein und nobel haben könn't wie die Leich' da. 's ist nicht so ohne, so eine letzte Ehr'. Ich werd' mir's bei meinem Sohn und meiner Tochter eigens bestell'n. — Kost' zwar ein Heidengeld, so eine Leich' . . ."

„No, davor kriag'n s' a g'nua von ehner Muatter," meinte die alte Resi entrüstet. „Dös wär' net schlecht, wann s' Ehna net dö Freid' vergunnet'n für dös Haus und dös viale Geld. Dös wär' net schlecht."

„Du plausch'st, wie du's verstehst. Ein jed's hat ein Schipl Kinder, und da ist alles Geld zu wenig. No, aber ich mein', sie werden sich nicht schmutz'n lass'n, meine Kinder. Sie werd'n schon wiss'n, was sich g'hört.

— — — Aber weißt was, Resi, die G'schicht' mit der drüben geht mir nicht aus'm Kopf. Soll ich mit der „Dame" jeden Verkehr abbrech'n, oder ihr zu G'müt' red'n? Sie ist ja doch noch jung. Vielleicht ist sie noch nicht ganz verdorben. Am End' wär' sie noch zu rett'n. — — Weißt was, Resi? Ich will sie morgen beobacht'n, wann der Freiwillige kommt. Danach richt' ich mich. Bis dahin bin ich nicht zu sprech'n für die Gnädige. Verstehst?"

— — — — — — — — — — — —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Hausfrau spähte seit elf Uhr vom Erkerfenster auf die Gasse hinab. Eben schlug die Resi im Vorzimmer Schnee zu einem Kaiserschmarren, als die alte Dame atemlos hinauslief.

„Jesses, Maria und Joseph, der Herr v. Dillhofer ist an'kommen! Soeben ist er vorg'fahren. Der muß sicher was spitz'n, denk' ich. — Du, paß auf, da gibt's was, wann der Freiwillige kommt. Irgend eine Katastroph'n. . . . Jesses, Resi, laß nur den Schnee nicht fall'n, sonst hab'n wir keinen Kaiserschmarr'n! Dank' schön, das auch noch. — Du — meinst nicht, ich sollt' dem Windbeutel ein Zeich'n geben, wann er ang'ruckt kommt, und ihn warnen? — Eigentlich ist er noch ein junges Blut. Wär' am End' schad' um ihn. Denn so wie ich den Herrn v. Dillhofer kenn' — er ist butterweich, aber gäch — gibt's ein Blutvergieß'n. Und noch dazu in meinem Haus! . . . O, du lieber Gott, und was das für Schererei'n sein werd'n! Die Polizei, die G'richtskommissionen — und dann das G'schworeneng'richt. No, aber zu der Verhandlung muß ich eine Einlaßkart'n krieg'n. Ich hab' als Hausfrau das erschte Anrecht drauf. Du, Resi, weißt was? Am End' werden wir zwei als Zeugen vorg'laden! Na, küß die Hand! So

eine Bescherung könnt' ich brauch'n. Aber weißt was, Resi? Wir zwei hab'n nix g'sehen, nix g'hört. — Ich will nichts mit'm Gericht zu tun hab'n."

„Hiazt is er drinnet, der Herr v. Dillhofer," sagte Resi, die durch das Guckerl auf den Gang hinausgeblickt hatte.

„So? Er ist drinnen? — Hast du sie schrei'n g'hört, Resi? — Ich nicht. Und was war das gestern für ein Spektakel, wie der „liebe Hans" gekommen ist. Du, am End' ist s' gar vor Schreck'n ohnmächtig word'n, die Gnädige. — Jetzt braucht nur noch der Einjährige angerückt zu kommen, da ist dann der Teufel los. — Jesses, Maria und Joseph, was soll ich tun? Soll ich dem Schicksal seinen Lauf lass'n — — — oder soll ich den Freiwillig'n warnen?"

Plötzlich hemmte die Hausfrau den Sprudelquell ihrer Rede.

Vor der Nachbartür ließ sich lautes Räuspern und Scharren vernehmen. Ahnungsvoll stürzte die Hausfrau zum Guckfenster.

„Alle Heilig'n! Der Freiwillige ist's!" raunte sie ihrer Resi zu. „Soll ich ihn anruf'n? Soll ich? ... Nein! Justament nein! Sollen nur die Schuldig'n von der verdienten Straf' ereilt werd'n. G'schieht ihnen schon recht, allen beiden. — Ah, so was! Er bringt ihr ein Riesenbukett in feinem rosa Seidenpapier. Der versteht's, der Hallodri. — Und wie g'wichst als er ausschaut. Meiner Seel', ein fescher Kerl! Einen schlecht'n Gusto hat s' nicht, die Frau v. Dillhofer. Schau ihn dir g'schwind an, eh aufg'sperrt wird. Sixt die feurig'n Blick', die er auf die Tür losschießt? — Jetzt legt er die Hand aufs Herz und seufzt. Und — na, so was! — jetzt wirft er gar Kußhanderl! Ah, ah, ah, der brennt nicht schlecht, meiner Treu! No ja,

alles, was wahr ist: sie ist bildsauber, die junge Frau v. Dillhofer — — wann s' auch nicht viel taugt. — Ujjegerl, jetzt druckt er auf'n Telegraphenknopf! — Sixt, wie er dreinschaut? Ganz selig. Der weiß noch nicht, daß er in einen Löwenzwinger kommt, glaubt, daß es ein Paradiesgartl ist. Der wird spitz'n, was er für einen Empfang haben wird. — — — Pst . . . Drinnen ist er. — — — Hörst was, Resi?"

„I? Net an Muckser."

„Ich auch nicht. Pst . . . horchen wir!"

Beide verhielten sich mäuschenstill.

„Gnä' Frau, hiazt här' i was," murmelte die Resi.

„Mir scheint's auch so — — wie ein Schrei," flüsterte die Hausfrau besorgt.

„Gelt'n S' ja? A Schrei . . . Heiliger Aloysius, und hiazt wieder aner, a recht a gellender," zischelte Resi totenbleich.

In der Aufregung waren beide auf den Gang hinausgeraten.

„Resi, hörst du's? Jetzt wiederum. — Und noch einmal! Du lieber Himmel, erbarm dich! Was geht da drinnen vor? — — —" seufzte die Hausfrau. „Pst — — — Hörst du der Frau ihr'n Angstruf aus die Männerstimmen heraus? — — Heilige Mutter Gottes, so ein Jammerg'schrei! Die schlag'n einander tot. — Krach! Jetzt ist einer hing'fallen. Da wird einer umgebracht — du wirst's sehen! — Mein Herr und Gott, und ich hätt's verhindern können — hätt's verhindern müss'n! — — — Jetzt fallt die Sünd' auf mein Haupt. Daß sich Gott erbarm'! . . . Ich darf's nicht zugeb'n. G'schwind, Resi, ruf'n wir um Hilf'! — — Feuer! Feuer! Zu Hilf'! Feuer!" schrie die Hausfrau mit der ganzen Kraft ihrer Lunge, und die alte Resi stimmte im höchsten Diskant ein.

Durchdringend schallten die beiden Stimmen durch das Haus in alle drei Stockwerke.

Die Parteien stürzten aus ihren Wohnungen.

Die ersten auf dem Platze waren selbstverständlich die nächsten Nachbarn.

Herr Dillhofer lief mit einer Kanne Wasser herbei, ihm folgte Hans mit einem Waschtischkrug, als dritte Frau Dillhofer, zuletzt das Dienstmädchen mit einem Küchenschaff.

Auch die übrigen Hausinsassen stürzten mit allerhand Löschrequisiten herbei. „Wo brennt's denn?“ — „Wo?“ — „G'schwind, lassen S' uns hinein, Hausfrau!“ schrieen sie durcheinander.

Doch die Hausfrau stand wie festgewurzelt in der Tür und rührte sich nicht. Sie sah nur von einem zum anderen.

Endlich sagte sie verwirrt: „Danke bestens, 's ist schon wieder gut. — War eigentlich nichts — 's ist uns bloß ein bisserl Schmalz auf'n Herd herausg'spritzt, und da sind wir halt so erschrock'n, ich und meine Resi, daß wir alle beide den Kopf verlor'n haben.“

Und wie sie so log, kehrte ihre gewohnte Geistesgegenwart wieder, sogar etwas Humor. Sie lächelte liebenswürdig: „Mit Vergnüg'n seh' ich, daß ich brave, hilfsbereite Partei'n hab' in meinem Haus. Ich dank' allseits bestens für'n guten Willen, meine Herrschaft'n. Und — wenn ich bitten dürft' — daß nur die Feuerwehr nichts erfahrt, sonst hab' ich s' überflüssigerweis' auf'm Hals und muß fürs Ausrück'n zahlen. — Das könnt' ich brauch'n!“

Dann faßte sie die Familie Dillhofer scharf ins Auge.

„Gottlob, noch nicht zu spät. Sind noch alle am Leben,“ sagte sie sich im stillen.

Geräuschvoll über das Ereignis plaudernd, zogen sich die Parteien in ihre Wohnungen zurück. Nur die Dillhoferschen blieben noch eine Weile stehen.

„Ein Glück, daß nichts Ernstliches geschehen ist, Hausfrau," sagte die junge Frau lebhaft. „Das war ein Schreck! Und wir sind gerade am lustigsten gewesen."

„Waas? Am lustigsten ...?" fragte die alte Dame gedehnt.

„Ja, meines Bruders wegen, den ich Ihnen hiermit vorstelle." Sie wies schelmisch auf Hans hin.

Hans trat mit dem Waschkrug in der Hand näher und verbeugte sich mit ernsthaftem Gesicht.

„Gott sei Dank, daß nichts geschehen ist," wiederholte Frau Ida abermals.

Ein heftiges Klirren unterbrach ihre Worte.

„Verdammt, jetzt ist wirklich was geschehen!" brummte Hans ärgerlich und schwenkte seine leere Hand, mit der er bei seiner Verbeugung so stark an den Türstock gestoßen war, daß der Krug in die Brüche ging und die Hand blutete.

Mit lebhaftem Bedauern besah sich Frau Ida den Schaden an Krug und Hand.

„Wer ist der junge Herr?" fragte die Hausfrau kühl.

„Mein Schwager Hans Grill," versetzte Herr Dillhofer.

„Und g'lacht haben S' vorhin?"

„Na, und wie!"

„So, so, hm ... Nichts für ungut, meine Herrschaften, daß ich Sie in Ihrer Unterhaltung g'stört hab'. — Sie entschuldig'n, ich muß auf'n Schreck'n einen Schluck Wein trink'n. — Dem jungen Herrn geben S' nur gleich kalte Umschläg', Frau v. Dillhofer, die werd'n die Hitz' kühlen. — Hab' die Ehr'."

Und hastig schloß sich die Tür hinter der Hausfrau.

„Ganz infam, wie mich die Hand schmerzt. Schaut

nur!" brummte Hans, als er mit wehleidigen Grimassen Schwager und Schwester in die Wohnung folgte.

„Siehst du, mein Junge, das ist die Strafe für deinen Übermut," neckte Herr Dillhofer. „Na, komm, deine Schwester wird dich verbinden."

— — — — — — — — — — — —

Drüben bei der Hausfrau kicherte die Resi: „Ujjegerl, hiazt is er aa ihr Bruadern. Dös is g'spaßig."

„Still sein, verstehst? Da ist nichts zum Lach'n," fiel ihr die Hausfrau streng ins Wort. Sie hatte einen ganz roten Kopf. „Ah, das ist mir zu dumm! So ein Spitzbub', ein grauslicher. So ein nixnutziger Schlankl. Eine alte Frau so anführ'n. — G'schieht ihm schon recht, wann er sich tüchtig ang'haut hat. Hätt' eine rechte Freud'. — So ein Hallodri! Muß ich mich für nichts und wieder nichts alterier'n. Wird mir auch nicht mehr passier'n. Meinetweg'n kann sich die ganze Welt auf den Kopf stell'n und Purzelbäum' schlagen, so viel, als sie will. — Ich schau' mich mein Lebtag um keinen Menschen mehr um. — Ah, so eine Blamasch! — Geh, bring mir einen Wein her, mir ist ganz schwach. — Na, aber denen Dillhoferschen werd' ich's geben! — Auf'kündigt wird ihnen! — Ich kann keine Leut' in meinem Haus brauch'n, die ihre Hausfrau zum Narr'n halt'n. Sie krieg'n die Aufsag' und damit basta!"

In ihrem Zorn trank sie das Glas Rotwein, das ihr die Resi eingeschenkt hatte, in einem Zug aus. Es läutete. Herr Dillhofer war's.

Er erkundigte sich teilnehmend nach dem Befinden der Hausfrau und lud sie ein, Abends mit ihm, seiner Frau und seinem Schwager ins Raimundtheater zu gehen. Ein Freund habe ihm seine Loge zur Verfügung gestellt, und es werde ihnen allen ein großes Vergnügen sein, in Gesellschaft der verehrten Hausfrau

zu sein. Insbesondere seine Frau freue sich sehr und habe ihm eingeschärft, sich ja nicht abweisen zu lassen.

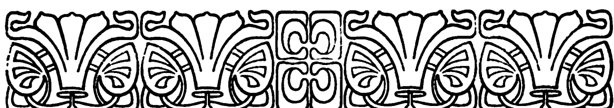
Das Gesicht der alten Dame hellte sich auf, denn solche Aufmerksamkeiten hatte sie für ihr Leben gern. Mit wortreichem Dank nahm sie die Einladung an. Obzwar sie es stets leugnete, ging sie doch sehr gern ins Theater. Nur gönnte sie sich nie ein Billett.

„Es sind halt höchst anständige Menschen, die Dillhoferschen," sagte sie zu ihrer Resi, als sie wieder allein waren. „Die wiss'n, was sich schickt. Na, weißt, das mit dem Aufsag'n werd' ich wohl bleib'n lassen ... Wär' schad' um eine so feine Partei. Und wer weiß, was nachkäm'. Die junge Frau ist gar so lieb und aufmerksam. Hast du's g'hört? Sie will ohne mich nicht ins Theater geh'n. Na, so will ich ihr halt den G'fallen erweisen. Was soll ich nur für die Loge anzieh'n? Da heißt's nobel sein. — Ich denk', mein Schwarzseid'nes mit dem Spitz'nkragen wird's tun."

„No — und der Frau v. Dillhofer ihr Bruadern?" fragte die Resi und verzog den Mund zu einem breiten Grinsen.

„Ah was! Mach keine G'schichten wegen so einer Kleinigkeit. — Der hat sich halt einen unschuldig'n Spaß g'macht. Wird ein lustiger Bursch sein. Wo hätt' er's denn wissen sollen, daß ich's so schwer nimm? Und dann — ich bitt' dich — Jugend kennt keine Tugend. Im übrig'n ist er ein fesches Bürscherl! — Weißt was? Ich werd' mich so stellen, als ob ich von gar nichts wüßt'. — Kein Sterbenswörtl. Halt nur du reinen Mund. Ich verlass' mich auf dich. — So, und jetzt schau, daß du die Supp'n auftragst. Ich hab' einen Riesenhunger."





Im alten Trier.

Eine Wanderung durch Deutschlands ehrwürdigste Stadt.

Von Gerd Harmstorf.



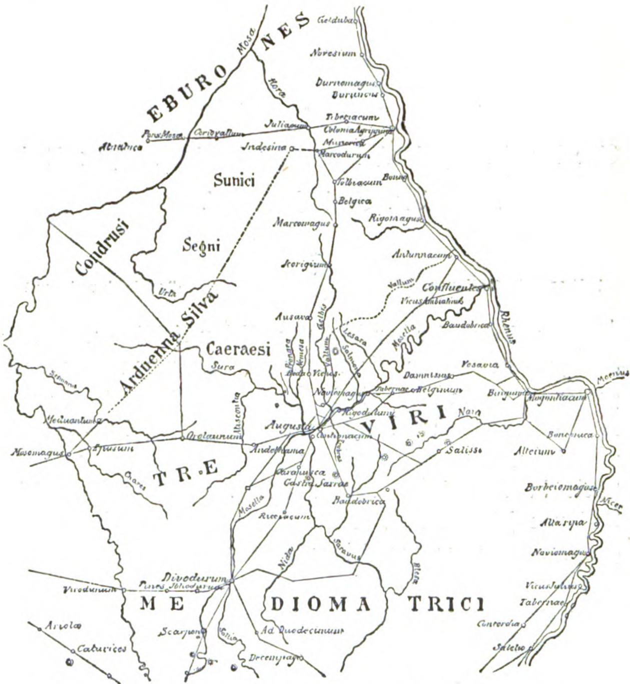
Mit 15 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Am rechten Ufer der Mosel, zwischen lieblichen, rebengrünen Hügeln, liegt in einem reizenden Tale das gartenreiche Trier, die hochberühmte Augusta Trevirorum der alten Römer und ohne Zweifel das ehrwürdigste, erinnerungsreichste Fleckchen deutscher Erde. Weit in eine ferne Vergangenheit zurück reichen die Anfänge seiner wechselvollen Geschichte, und die altersgrauen Trümmer gewaltiger Bauwerke, sorglich geschont und behütet von der Pietät späterer Geschlechter, geben Kunde von den Tagen eines längst verblichenen Glanzes und vergessener Größe.

Denn mehr als anderthalb Jahrtausende sind dahingegangen, seitdem die stolze Augusta Trevirorum in ihrer höchsten Blüte stand als die prächtige Residenz römischer Statthalter und als das mächtigste Bollwerk, das sich das damals weltbeherrschende Volk diesseits der Alpen geschaffen.

Wahrscheinlich unter dem Kaiser Claudius mit Benutzung schon vorhandener Siedlungen begründet, ver-

dankte diese Römerniederlassung inmitten des intelligenten und regsamen Trevirervolkes ihrer günstigen Lage eine überaus schnelle und glänzende Entwicklung. Ein Blick auf die beigefügte Kartenskizze beweist, mit



Karte vom Rhein und der Mosel aus dem 4. Jahrhundert, mit den Militärstrassen der Römer.

welchem Geschick die unersättlichen Welteroberer auch hier den Platz ausgewählt hatten, der ihnen als Stützpunkt ihrer Macht über eine weite Umgebung dienen sollte.

Von hier aus waren durch die Täler und Wasser-

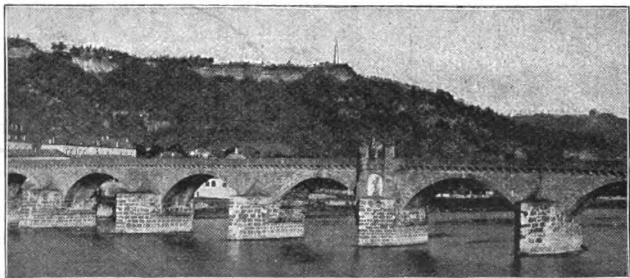
läufe der Mosel, der Saar, der Sauer und der Kyll bequeme Verbindungswege in das Innere Galliens wie in das Gebiet der damals wegen ihres, inzwischen freilich verschwundenen Waldreichtums besonders wertvollen Eifel gegeben. Leicht anzulegende Straßen schufen einen jederzeit gangbaren Heerweg an den Rhein, und das in seiner Fruchtbarkeit schier unerschöpfliche untere



Panorama von Trier.

Moselgebiet versorgte die Bewohner überreich mit allem, dessen sie selbst zum üppigsten Leben bedurften. Man war dem feindlichen Germanien nahe genug, um von hier aus alle kriegerischen Unternehmungen organisieren zu können, und doch wieder hinlänglich von ihm entfernt, um sich vor jeder Überrumplung sicher zu fühlen. Hatten die zahlreichen anderen Niederlassungen längs der Militärstraße lediglich strategische Bedeutung, so wurde die Augusta Trevirorum zugleich zu einer Pflanzstätte

römischer Kultur. Die vornehmen Herren, die hier zu kürzerem oder längerem Aufenthalt ihren Wohnsitz nahmen, mochten nichts von ihren gewohnten Genüssen entbehren, ihre üppig ausgeschmückten Landhäuser so wenig als ihre prächtigen Badepaläste oder ihre aufregenden zirzensischen Spiele. Kunst und Wissenschaften blühten hier kaum weniger als jenseits der trennenden Alpenkette, und die bedeutendsten Dichter, wie Ausonius und andere, haben begeisterte Lobeshym-

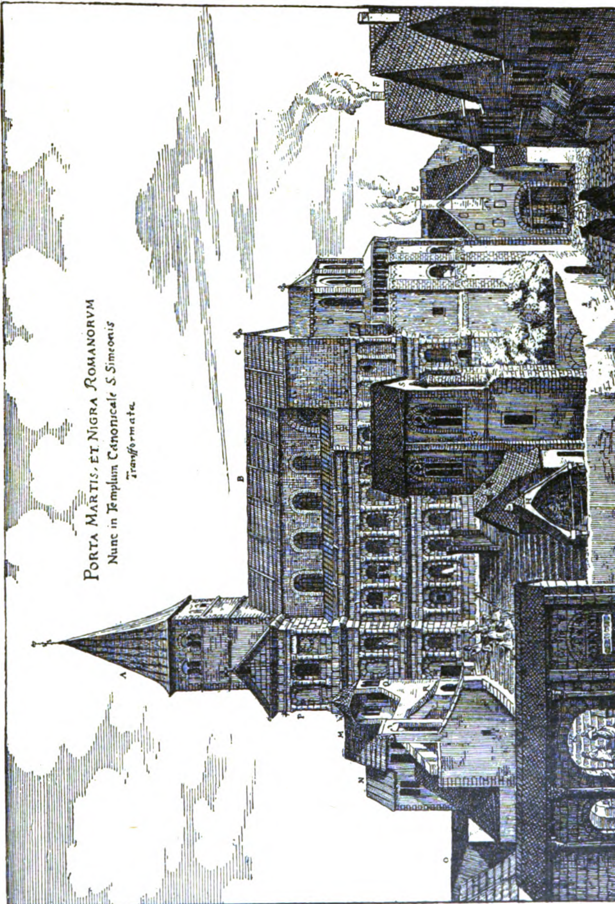


Moselbrücke, deren Fundamente noch aus der Römerzeit stammen.

nen auf die liebliche Stadt zwischen den Bergen des Mars und des Apollo gesungen.

Von dem Anblick, den sie in ihrer reizenden landschaftlichen Umrahmung damals gewährt haben mag, können wir uns nach dem Bilde des heutigen Trier wohl nur noch eine sehr unzulängliche Vorstellung machen. Mehr noch als der langsam nagende Zahn der Zeit haben die kriegerischen Stürme, die im Lauf der Jahrhunderte so oft über das anmutige Moseltal dahingebraust sind, vernichtet und zerstört, was damals der Kunstsinn und die Prachtliebe eines auf seiner höchsten Entwicklungsstufe angelangten Kulturvolkes geschaffen. Fast als ein Wunder müssen wir es be-

trachten, daß uns trotz alledem in den Resten eines Palastes, eines Riesentores, einer Basilika, eines Amphi-



Die zur Simeonskirche umgebaute Porta nigra im 17. Jahrhundert.

theaters, eines Badehauses und verschiedener kleinerer Baudenkmäler Spuren jener römischen Blütezeit erhalten

geblieben sind, wie wir sie sonst nirgends außerhalb Italiens finden.

Wohl als das älteste unter den vorhandenen Bauwerken kann, wenigstens in ihren Fundamenten, die **Brücke** gelten, die bei einer Länge von 190 Meter und einer Breite von 7½ Meter in acht Bogen die Mosel überspannt. Die Fundamente der sieben Pfeiler, auf denen jene Bogen ruhen, zeigen dieselbe charakteristische Bauart wie das ungefähr gleichaltrige Simeonstor. Sie bestehen aus mächtigen Basaltblöcken, die ohne Mörtel aufeinander gelegt und innen durch eiserne Klammern verbunden sind. Diese Bauart ist an und für sich sehr wohl geeignet, Jahrtausende zu überdauern, und wir besäßen vielleicht noch heute die römische Moselbrücke in ihrer ursprünglichen Gestalt, wenn nicht die vandalischen Horden Ludwigs XIV. neben so vielen anderen unschätzbaren Altertumsdenkmälern am Rhein und an der Mosel auch dieses Bauwerk frevelhaft zerstört hätten. Erst im Jahre 1717 wurde durch den Kurfürsten Franz Ludwig der obere Teil der Brücke so wiederhergestellt, wie wir ihn auf unserem Bilde sehen.

Das oben erwähnte Simeonstor, ungleich bekannter unter seinem mittelalterlichen Namen **Porta nigra**, erhebt sich am nördlichen Ende der Stadt. Über den einstigen Zweck des gewaltigen Torbaus sind die Ansichten der Gelehrten geteilt; aber man geht wohl nicht fehl, in ihm den damaligen Hauptzugang der befestigten Stadt zu erblicken, der naturgemäß zugleich eine starke Schutzwehr gegen etwaige Angriffe darbieten mußte.

Der Bau ist aus Steinblöcken von rötlichgrauem, jetzt aber stark gedunkeltem Sandstein gefügt, die zwischen 1 und 1½ Meter lang und zumeist fast 1 Meter breit

sind. Der quadratische Mittelbau wird von zwei halbrunden Türmen flankiert, von denen jeder ursprünglich vier Geschosse hatte, während heute der östliche deren nur noch drei aufzuweisen hat. Zwei Torbogen öffnen sich gegen Norden.

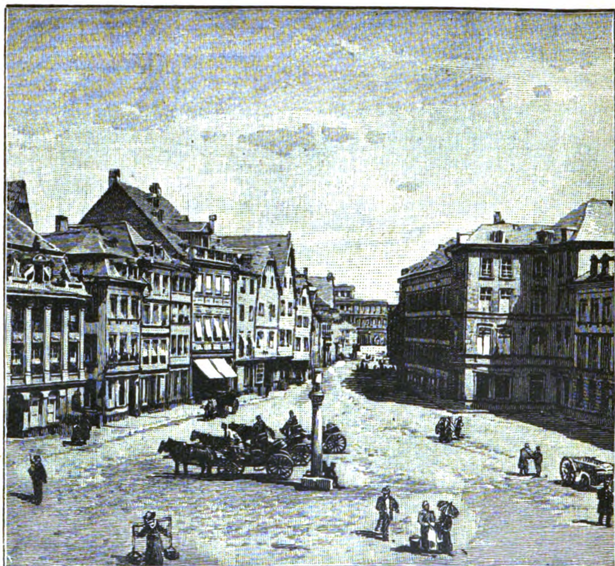
Im 11. Jahrhundert hauste in einem dieser Türme ein Mönch namens Simeon als Einsiedler, und von



Die Porta nigra nach Beseitigung der späteren Anbauten.

ihm schreibt sich die spätere Benennung des Torbaus her. Dann wurde der östliche Anbau als Kirche eingerichtet und das Ganze durch allerlei bauliche Hinzufügungen im spätromanischen Stile verunstaltet (s. die Abbildung auf S. 195). Erst 1817 ließ die preußische Regierung alle diese inzwischen stark verfallenen Anbauten beseitigen und das Tor in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherstellen, so daß König Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz durch das 800 Jahre lang verschlossen gewesene Tor in die Stadt einziehen konnte.

Das interessante Baudenkmal, eines der merkwürdigsten von allen, die uns aus jener weit zurückliegenden Epoche erhalten geblieben sind, ist heute in seinen oberen Teilen dergestalt mit Schutzvorrichtungen gegen weitere Verwitterung versehen, daß es in seinem cyklo-



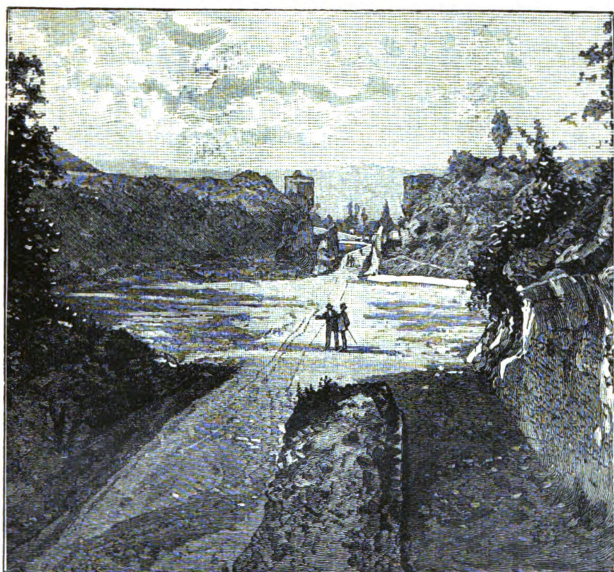
Marktplatz mit der Porta nigra im Hintergrunde.

pischen Gefüge wohl noch manchem Jahrhundert Trotz bieten dürfte. Es wirkt etwas düster, aber wer jemals Gelegenheit hatte, es im vollen Mondschein zu sehen, der wird den gewaltigen Eindruck sicherlich niemals vergessen.

Durch die Porta nigra und die breite Simeonsstraße gelangt man auf den Markt, der namentlich durch das sogenannte Marktkreuz bemerkenswert ist,

einen römischen Syenitschaft auf vierseitigem Sockel, bekrönt von einem durch den Erzbischof Heinrich I. zum Andenken an eine merkwürdige Himmelserscheinung errichteten Kreuze.

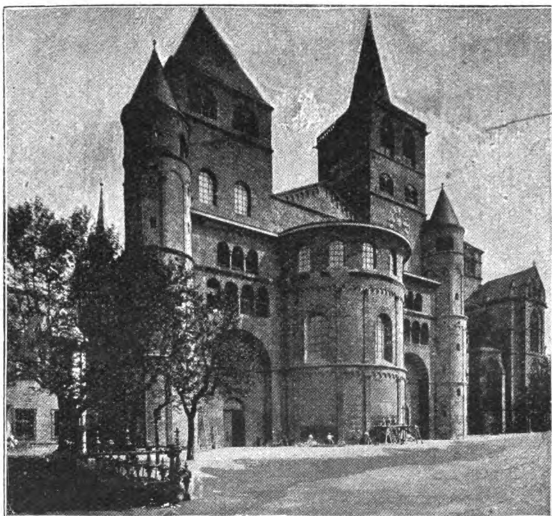
Ein anderes, allerdings nur noch in dürftigen Resten



Das Amphitheater.

vorhandenes Überbleibsel aus der Römerzeit ist das unmittelbar bei der Stadt, im Olewigtal gelegene Amphitheater am Fuße des einst dem Gotte Mars geheiligten Berges. Bis in das 13. Jahrhundert hinein soll die zum Teil aus dem Felsen herausgehauene Arena vortrefflich erhalten gewesen sein. Dann aber wurden die stattlichen Mauern und Türme des Amphitheaters als nutzloses Gemäuer den Mönchen des

Klosters Hemmerode überlassen und von diesen als ein bequemer Steinbruch benutzt, so daß sie sehr bald vom Erdboden verschwunden waren. Heute existieren nur noch die Umfassungsmauern der Tierkäfige und an jeder Seite ein dreitoriger Eingang. Man darf die Zuschauerzahl, welche dieser Zirkus bei einer Länge von 70 und

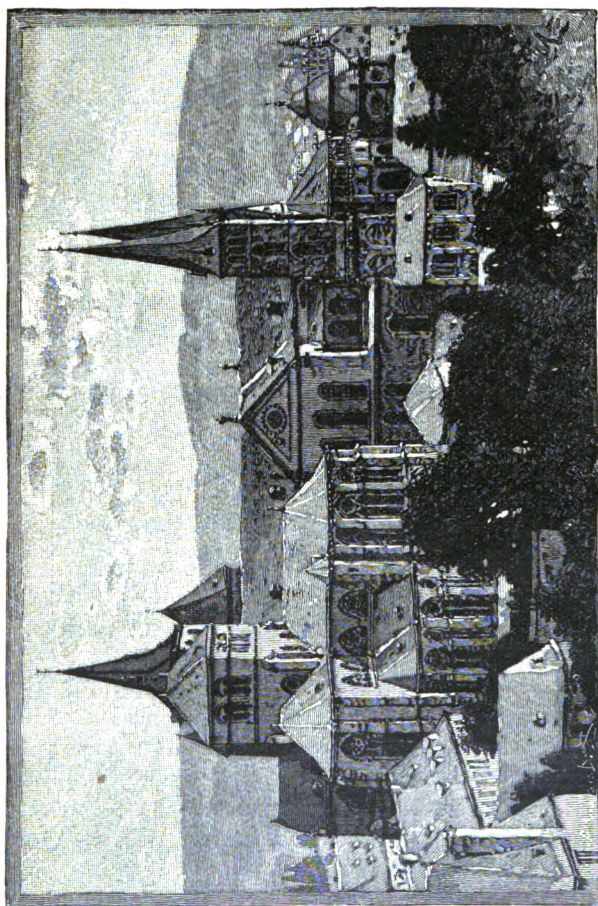


Domkirche zu Trier.

einer Breite von 50 Meter aufnehmen konnte, getrost auf 30,000 schätzen. Und da wir wissen, daß Kaiser Konstantin im Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. hier wiederholt Tausende von gefangenen Franken und Brukterern den wilden Tieren preisgab, können wir nicht bezweifeln, daß wenigstens an derartigen „Elitetagen" das mächtige Amphitheater bis auf das letzte Plätzchen besetzt gewesen sei.

Auch die Trierer Domkirche soll auf altrömischen

Fundamenten errichtet sein, der Sage nach auf den Überresten eines von der Kaiserin Helene erbauten



Südansicht der Kathedrale.

Palastes. Ein alter Schriftsteller beschreibt sie mit folgenden Worten: „Der Dom stellt ein längliches

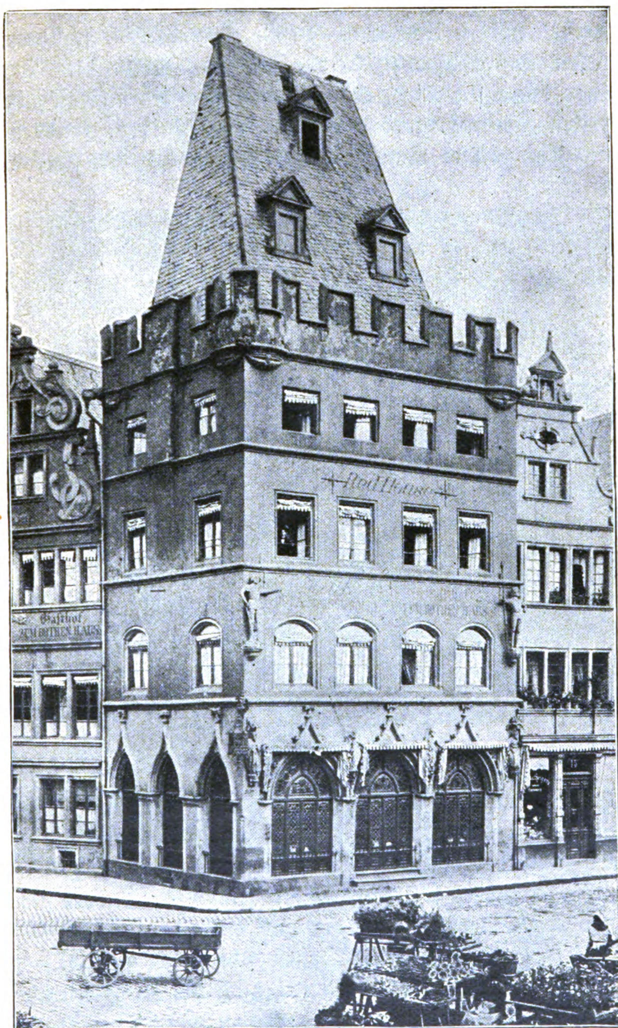
Viereck vor, welches von lauter aschfarbigen und so großen Steinen aufgeführt ist, daß man kaum glauben kann, wie Menschenhände vermögend gewesen sind, dieselben dahin zu wälzen und aufeinander zu setzen. Daher ist dem gemeinen Manne das bekannte Märchen entsprungen,



St. Matthiaskirche.

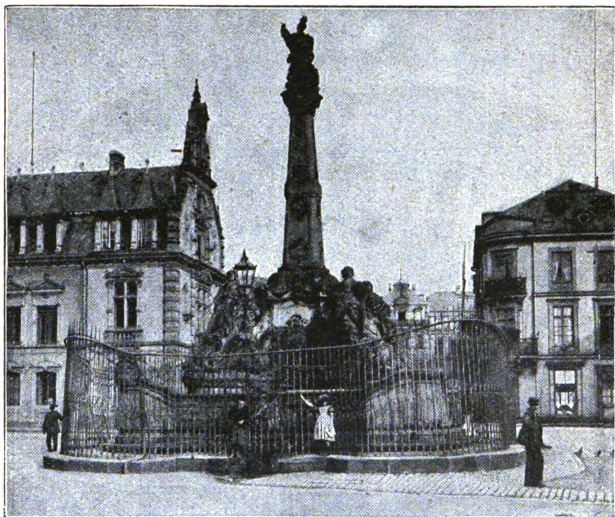
es habe sich der Erbauer desselben des Satans Hilfe dazu bedient. ... An der Mauer hängt auch noch, wie Ortelius berichtet, ein Horn, so die Einwohner insgemein des Teufels Kralle nennen. Diese soll der Teufel damals verloren haben, als er gesehen, daß er betrogen worden."

Ein ungleich kostbareres Besitztum als die Teufelskralle aber birgt der Trierer Dom in jener Reliquie, die von gläubigen Katholiken als der „Rock Christi"



Das Rote Haus.

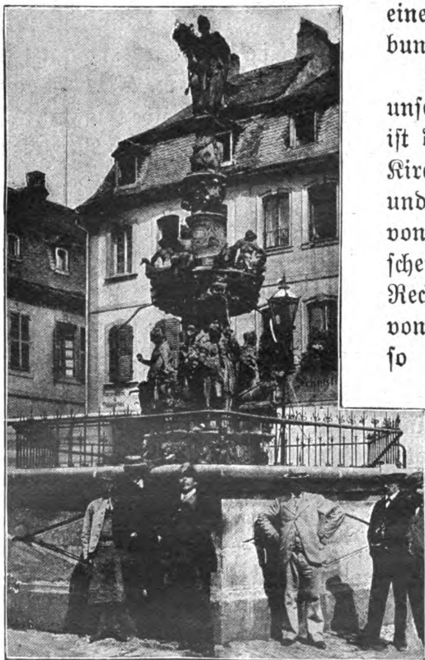
verehrt wird. Der eben zitierte Schriftsteller schildert diesen ungenähten Rock, der seit dem Jahre 1196 im Chor verwahrt wird, als „einen langen Mannsrock mit weiten Ärmeln, weder Wollen noch Seiden, sondern aus sehr zartem Linnen, dergleichen Jakob, des Herrn



Der Kornmarktbrunnen.

Bruder, auch getragen hat. Die Farbe daran ist mancherlei und fast nicht zu zählen, als rot, aschenfarb und dergleichen. Wenn er ans Licht gehalten wird, scheint er wie unbeniteter Zinnober, ändert sich aber gleich, wenn er an die Luft kommt. Er ist aber aus einem sehr subtilen Faden von oben bis unten hinaus gewürket, weswegen ihn auch die Kriegsknechte bei Christi Kreuzigung nicht zerteilen wollten, sondern darum loseten, wer ihn haben sollte."

Der heilige Rock, der in gewissen Zwischenräumen öffentlich gezeigt wurde, ist hinter dem Hochaltar eingemauert. Der Dom selbst, in romanischem Stile erbaut, doch durch mancherlei An- und Umbauten stark verunstaltet, ist mit der unmittelbar neben ihm gelegenen Kathedrale durch einen Kreuzgang verbunden.



Der Eulenspiegelbrunnen.

Diese Kirche zu unserer lieben Frau ist die älteste gotische Kirche in Deutschland und ein Gotteshaus von hoher künstlerischer Schönheit. Mit Recht sagt Förster von ihr, sie sei von so hoch eigentümlicher Anlage, daß die Baugeschichte kein zweites ähnliches Werk ihr an die Seite setzen kann, und auch in Betreff der Ausführung sei sie eines der wichtigsten geschichtlichen Baudenkmäler. Sie wurde in den Jahren von 1227 bis 1243 aus gelbem und grauem Sandstein erbaut. Das Portal zeigt reiche Bildhauerarbeit aus dem Jahre 1240, und das Innere hat ebenfalls reichen künstlerischen Schmuck aufzuweisen. Eine

in den Boden eingelassene schwarze Marmorplatte bezeichnet die Stelle, von der aus man die an den zwölf Gewölbepfeilern angebrachten Bilder der Apostel gleichzeitig übersehen kann.

Als eine fast ganz katholische Stadt verfügt Trier über eine verhältnismäßig große Zahl von Kirchen, von denen außer den beiden bereits genannten noch die ehrwürdige St. Matthiaskirche erwähnt sein mag, die um beinahe hundert Jahre älter ist als die Kathedrale, im Laufe der Zeiten aber mancherlei Umbauten unterzogen wurde, die ihren ursprünglichen architektonischen Charakter teilweise verwischten.

Von den Profanbauten ist besonders bemerkenswert das allerdings aus wesentlich späterer Zeit stammende Rote Haus am Hauptmarkt, einst das Rathaus der Stadt, auf welche Bestimmung die an der Frontseite angebrachten vier Schutzpatrone Triers und die beiden geharnischten Ritter in der Höhe des ersten Stockwerkes hinweisen. An der Südseite befindet sich ein lateinisches Distichon, in welchem — allerdings etwas willkürlich — behauptet wird, daß die gute Stadt Trier schon 1300 Jahre vor der Erbauung Roms bestanden habe, und in welchem des weiteren der Wunsch ausgesprochen wird, daß sie allezeit blühen und sich fortan eines ewigen Friedens erfreuen möge.

Sehenswert sind endlich auch zwei mit hübschem figürlichen Schmuck ausgestattete Brunnen, die wir unseren Lesern im Bilde vorführen, der hoch und schlank aufragende Kornmarktbrunnen und der Eulenspiegelbrunnen, dessen bildnerisches Beiwerk aus heiterster Künstlerlaune geboren scheint.

Die Reihe der interessanten, den verschiedensten Zeitabschnitten entstammenden Baudenkmäler des alten Trier aber ist damit noch bei weitem nicht erschöpft,

und niemand, der sich für Altertümer interessiert, sollte einen Besuch der einstigen Augusta Trevirorum versäumen. Stößt man doch noch immer bei Nachgrabungen im Weichbilde der Stadt auf die Reste römischer und mittelalterlicher Bauwerke, von denen mit Rücksicht auf die unabweisbaren Bedürfnisse des lebenden Geschlechts leider nicht alles geschont und erhalten werden kann.



Die Jgeler Säule.

Auch in der weiteren Umgebung, die vorzeiten mit den prächtigen Landhäusern der vornehmen Römer besetzt war, zeigen sich uns noch überall die Spuren des einstigen Glanzes. In Neumagen an der Mosel sind sogar die Überreste eines stattlichen Palastes vorhanden, und wir bringen unseren Lesern die Abbildung eines dort im Jahre 1884 gefundenen Reliefbruchstücks, das einen altrömischen Barbier in seiner Berufstätigkeit darstellt.

Einer besonderen Berühmtheit aber erfreut sich mit Recht die nach ihrem Standort bei dem gleichnamigen

Dorfe benannte Igeler Säule, ein 24 Meter hohes, trefflich erhaltenes Sandsteinmonument, das vor beiläufig anderthalbtausend Jahren die Brüder Secundinus Aventinus und Secundinus Securus ihren verstorbenen Eltern und Blutsverwandten errichtet haben.

Goethe sagt in seiner „Campagne in Frankreich“ von dieser Denksäule: „Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald dies Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämtlichen Dorfhütten weg, und nun stand es an dem würdigsten Platze. ... Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch übereinander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß ...“

Mit hohem Entzücken erfüllten den Dichterfürsten namentlich die Reliefs, welche den Obelisken von oben bis unten bedecken.

„Hier“ — sagt er — „stehen Eltern und Kinder gegeneinander, man schmaust im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher; Gewerbe und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt, denn eigentlich sind es Kriegskommissarien, die sich und den Ihrigen dies Monument errichteten, zum Zeugnis, daß damals wie jetzt an solcher Stelle genügsamer Wohlstand zu erringen sei.

Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh übereinander getürmt und alsdann wie aus einem Felsen die architektonisch-plastischen Ge-

bilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhundert widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl aus einer so gründlichen Anlage herschreiben."

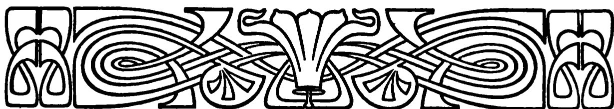
Wahrscheinlich sind diese Quadern im Innern durch



Römischer Barbier, Haare scherend. Relief von Neumagen.

bronzene Klammern miteinander verbunden, und ihnen mag es zu danken sein, daß ein im 16. Jahrhundert unternommener barbarischer Versuch, die „Heidensäule" abzubrechen, glücklicherweise als gar zu mühselig wieder aufgegeben werden mußte.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Ein Wagnosträffling in der Oper. — Im Sommer des Jahres 1831 wendete sich der ausgezeichnete französische Musiker Herold wegen eines guten Textes zu einer neuen Oper, die er zu komponieren gedachte, an die derzeit beste Bezugsquelle in Paris, nämlich an seinen Freund Scribe, den geschicktesten Librettisten. Dieser versprach ihm denn auch die rasche Lieferung eines effektvollen Librettos, zu welchem er schon die Idee gefaßt habe.

„Kannst du den Stoff in drei Akte bringen?" fragte der Komponist.

„Das kann ich," versetzte der Dichter.

„Wo spielt die Oper?"

„Auf Sizilien. Also süditalienisches feuriges musikalisches Kolorit." Er gab noch einige weitere Andeutungen und sagte zuletzt: „Vielleicht bringe ich zum Beschluß auch den Ätna mit hinein und lasse ihn Feuer speien."

„Sehr gut!" rief Herold zufrieden. „Das wird herrlich sein. Wie soll der Held unserer Oper heißen?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Bitte, wähle möglichst einen Namen, der noch nicht so verbraucht, der überhaupt noch gar nicht dagewesen ist auf der Opernbühne."

„Nun, ich will mir's überlegen. Es wird allerdings schwer sein, einen solchen Namen zu finden."

Schon nach etlichen Tagen begann Scribe an dem versprochenen Text zu arbeiten. Um den Wunsch seines Freundes zu erfüllen, grübelte er nach über einen noch nicht benutzten Namen. Lange vergeblich. Dann aber las er zufällig in einer Pariser Zeitung eine Notiz aus Neapel und erlangte dadurch plötzlich das, was er brauchte. Die Notiz meldete ganz kurz, daß endlich mit vieler Mühe der seit dreißig Jahren berüchtigte Brigant Zampa gefangen genommen und zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt worden sei. Er befinde sich bereits im Kriminalgefängnis beim Capuanischen Tore.

„Zampa?" überlegte Scribe. „Der Name ist sicherlich noch niemals dagewesen in irgend einer Oper, obgleich es ein recht hübscher und passender Name ist. Den kann ich brauchen. Freund Herold wird damit zufrieden sein."

Auf solche Art entstand die Oper „Zampa" mit dem Nebentitel: „Die Marmorbraut."

Dieses neue Werk fand verdientermaßen großen Beifall und wurde bald auf allen Opernbühnen des Auslandes gespielt, so auch in Neapel, nachdem man den Text ins Italienische übersetzt hatte. Durch Notizen in Pariser Blättern waren die neapolitanischen Zeitungen auf den Zusammenhang aufmerksam geworden und berichteten getreulich, wie Scribe zu der Wahl gerade des Namens „Zampa" gelangt sei.

Dadurch entstand für den eingekerkerten alten Briganten ein gewisses Interesse. Der Direktor des Gefängnisses, sowie die Aufseher wurden förmlich stolz auf ihn. Selbst der Justizminister, als er einmal das Gefängnis besichtigte, sagte: „Ich wünsche Zampa zu sehen, und zwar heute in Person, nachdem ich gestern den Theater-Zampa mit vielem Vergnügen in der Oper sah."

Kein Wunder war es, daß unter solchen Umständen dem durch die Oper immer berühmter gewordenen Briganten allerlei kleine Vergünstigungen gewährt wurden, was andernfalls sicherlich nicht geschehen wäre.

Eines Tages begehrte der alte Bandit den Gefängnis-

direktor zu sprechen, und wurde denn auch zu ihm geführt.

„Was wollt Ihr?“ fragte der Beamte.

„Herr Direktor, ich glaube, daß es bald mit mir zu Ende geht. Ich bin schon alt und fühle, daß ich in der ungewohnten Gefängnisluft immer schwächer werde.“

„Das ist leider nicht zu ändern. Was vermag ich für Euch zu tun?“

„Ich hätte noch einen großen Wunsch. Ich habe von der schönen neuen Oper gehört, die meinen Namen trägt, kenne sie jedoch nicht und möchte sie gar zu gern hören, bevor ich sterbe.“

„Was denkt Ihr denn, Unglücklicher? Ich kann Euch doch nicht mit der Kette belastet, wie Ihr da seid, ins Theater schicken. Das würde Aufsehen, vielleicht geradezu Skandal erregen, wenn man Euch überhaupt einlassen würde. Interessant wäre es freilich sicherlich für das Publikum, während einer „Zampa“-Vorstellung den echten wirklichen Zampa im Zuschauerraum zu sehen, aber es widerstreitet zu sehr der Vorschrift, also darf ich mich nicht darauf einlassen.“

„Herr Direktor, ich weiß wohl, daß es ungewöhnlich ist, was ich begehre, allein der Herr Justizminister war kürzlich so freundlich zu mir, vielleicht erlaubt er's doch.“

„Nun, anfragen kann man ja,“ meinte nachdenklich der Gefängnisdirektor und ließ den alten Banditen abführen.

Das für unmöglich Gehaltene geschah, der Justizminister gestattete es dem gefangenen Zampa, der nächsten Aufführung der neuen Oper beizuwohnen, und zwar unter ausreichender Bedeckung und in einer besonders zu diesem Zwecke vorbereiteten Dunkelloge.

Trotzdem die Anwesenheit Zampas geheimgehalten werden sollte, erfuhr das Publikum doch im Laufe des Abends davon und verlangte nach Schluß der Vorstellung stürmisch, ihn zu sehen.

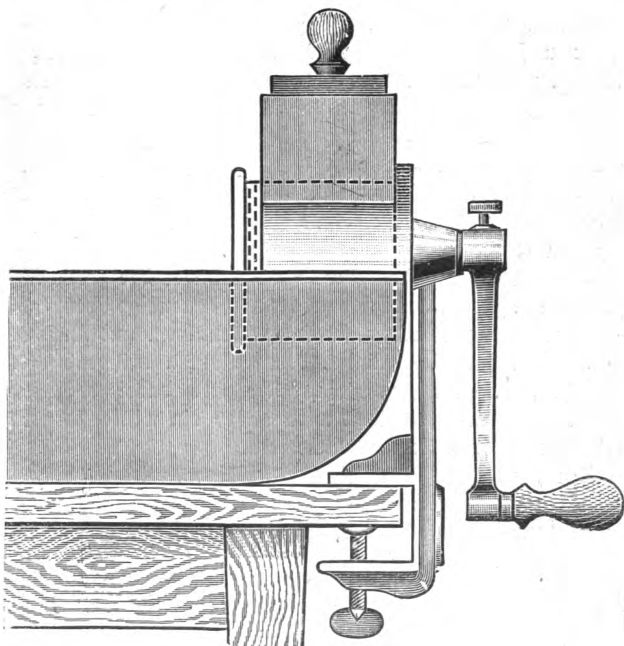
Doch war er bereits wieder abgeführt worden, so daß die guten Neapolitaner um das einzigartige Vergnügen

kamen, einen schweren, kettenbelasteten Verbrecher in der Oper begrüßen zu können.

Bald darauf starb der alte, bereits mehr als siebzig Jahre alte Bandit, der übrigens mit seinem Theaternamensvetter gar nicht sehr zufrieden gewesen sein soll. J. O. Hansen.

Neue Erfindungen: I. Reibemaschine „Nixe". — Der Bedarf an hauswirtschaftlichen Maschinen nimmt von Jahr zu Jahr einen stets größeren Umfang an. Eine durchschlagende Neuheit dürfte die Reibemaschine „Nixe" sein.

Dieser kleine vortreffliche Apparat wird in einem künstlerisch ausgestatteten mehrfarbigen Goldblechgehäuse, welches zur Aufbewahrung der Maschine dient, geliefert. Das



Reibemaschine „Nixe".

Blechgehäuse fängt das Reibegut auf und verhindert mit der abgeschrägten Stirnseite, durch entsprechende Neigung zwischen Gestell und Reibetrommel gebracht, durch vollständiges Umschließen der letzteren das Verstreuen der geriebenen Masse.

Beim Reiben roher Kartoffeln wird das Blechgehäuse mit Wasser gefüllt, so daß die geriebene Kartoffel, welche bei trocken laufender Trommel eine unansehnliche Farbe und häufig einen unangenehmen Geschmack annimmt, ihre natürliche frische Farbe und guten Geschmack behält. Außerdem reibt diese Maschine durch die eigenartige Anordnung der Reibezähne die Kartoffel zu einer breiigen Masse. Durch diese Vorzüge eignet sich die neue Reibemaschine „Nixe" ganz besonders zur Bereitung von Kartoffelklößen, Kartoffelpuffer u. s. w. Dieselbe läßt sich außerordentlich leicht reinigen und reibt mit einer Trommel fein oder grob. Preis in Blechkarton 1,65 Mark, in Pappkarton 1,20 Mark.

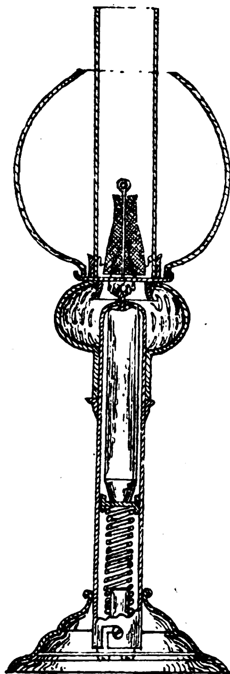
II. Die Stearinkerze als Glühlicht. — Die nachstehende Abbildung zeigt eine interessante Erfindung, das Kerzenglühlicht, bei welchem das Prinzip des Auerschen Glühlichtes auf die bescheidene Flamme der Stearinkerze angewendet ist.

Allabendlich empfinden wir den Mangel der geringen Helligkeit unserer Nachttischkerze, denn das unruhige Brennen, das fortwährende Flackern, sowie das Qualmen und Rußen des Dochtes sind Übelstände, deren Abhilfe dringend erwünscht sind. Der neue, sinnreiche und dabei doch so einfach konstruierte Apparat wird daher ein willkommener Ersatz der offenen Kerzenflamme sein.

Durch die Anwendung eines Glühkörpers wird die Lichtstärke der Kerze außerordentlich erhöht, während die Brenndauer derselben durchaus keine geringere wird, das heißt die Stearinkerze brennt genau ebensolange wie ohne Glühstrumpf, gibt jedoch ein bedeutend helleres und gleichmäßig schönes, ruhiges Licht statt einer ununterbrochen hin und her flackernden Flamme.

Das in unserer Abbildung sichtbare, rings um den oberen

Teil der Kerze angebrachte durchlöcherte Becken saugt die nötige Luft an, damit die Kerzenflamme genügend Hitze entwickeln kann, um den in richtiger Entfernung von einem Stift über der Flamme gehaltenen Glühstrumpf zur Weißglut zu bringen. Zum Schutze des Glühkörpers ist ein Zylinder und, damit die Lampe nicht blendet, eine kleine Glocke vorhanden, welche dem kleinen Apparate ein wohlgefälliges Aussehen verleiht. Die Kerze selbst wird von unten eingeführt und durch eine Feder hochgetrieben P. R.



Die Stearinkerze als Glühlicht.

Verbrecherbriefe. — In einem Hause in South Kensington in London hatten Diebe für etwa 4000 Mark Silbergerät gestohlen; außerdem hatten sie noch die Speisekammer aufgebrochen und sich an den vorgefundenen Speisen gütlich getan. Trotzdem aber waren die Herren nicht zufrieden abgezogen, denn auf dem Tisch im Speisezimmer lag, an den Hausherrn gerichtet, folgendes Schreiben: „Der kalte Braten war nicht schlecht; aber der Lachs war entschieden nicht ganz frisch. Und warum war kein Sekt kühl gestellt? Wir möchten Ihnen außerdem raten, einen besseren Rotwein zu trinken und Ihren Fleischer zu wechseln. Endlich, ein Abendessen ohne Salat ist eine Mißwirtschaft sondergleichen!“

Überhaupt scheinen englische Einbrecher große Feinschmecker zu sein. Eine ganze Einbrecherbande, die vor kurzem zu Zuchthausstrafen von fünf bis zu fünfzehn Jahren

verurteilt wurde, pflegte überall, wo sie einbrach, ähnlich lautende Briefe zurückzulassen. In der Villa, bei deren Verlassen einige der Bande abgefaßt wurden, hatten sie einen noch nicht abgedeckten Tisch vorgefunden, aber die Speisen hatten ihnen nicht geschmeckt, denn ihre Klage darüber lautet folgendermaßen: „Zum Besten Ihrer eigenen Verdauung raten wir Ihnen dringend, Ihre Köchin sofort zu entlassen. Nicht eine einzige Schüssel war ordnungsmäßig zubereitet. Der Wein ist passabel. Doch saubere Bestecke hätten Sie auch draußen liegen lassen können. Wir waren, wie Sie bemerken werden, gezwungen, sie am Tischtuch abzuputzen. Hoffentlich ist alles beim nächsten Mal in besserer Ordnung!"

Eine andere Klage von Verbrechern ist die, daß ihnen durch das Einschließen von Wertsachen zu viel Arbeit verursacht wird. Bei einem Einbruch im Hause eines Londoner Kaufmanns hatten die Diebe einen neuen, mit allen modernen Sicherheitsvorrichtungen versehenen Geldschrank aufgebrochen und gänzlich ausgeräumt. Aber der Schrank hatte den Dieben doch viele Mühe verursacht, denn ein Zettel, den sie zurückgelassen hatten, besagte: „Warum so viele Schlösser und Riegel, die wir ja doch alle öffnen können? Aber sie haben uns drei Stunden harter Arbeit verursacht, und unsere Zeit ist Geld wie die Ihre!"

Diebe, die in einer Villa in Richmond eingebrochen waren, schienen zufrieden mit den vorgefundenen Speisen, aber sie sprachen ihren Tadel aus darüber, daß der Besitzer zu viel Geld für Essen und Trinken ausgebe und zu wenig für Wertsachen. Der Brief lautet: „Wir fühlen uns Ihnen zu Dank verpflichtet für ein ausgezeichnetes Abendessen; aber Sie scheinen nicht zu ahnen, daß wir Sie mehr wegen Sachen besuchten, die Geldwert besitzen. Ihre Weine sind sehr gut, und die Speisen vortrefflich; aber wir bedauern lebhaft Ihre Gewohnheit, so viel Geld für Essen und Trinken und so wenig für das Sammeln von Banknoten auszugeben."

Der sonderbarste Brief aber war der, den Diebe, nachdem sie Silbergerät im Wert von 6000 Mark eingesackt hatten, in einem Hause in London zurückließen. „Wir bitten

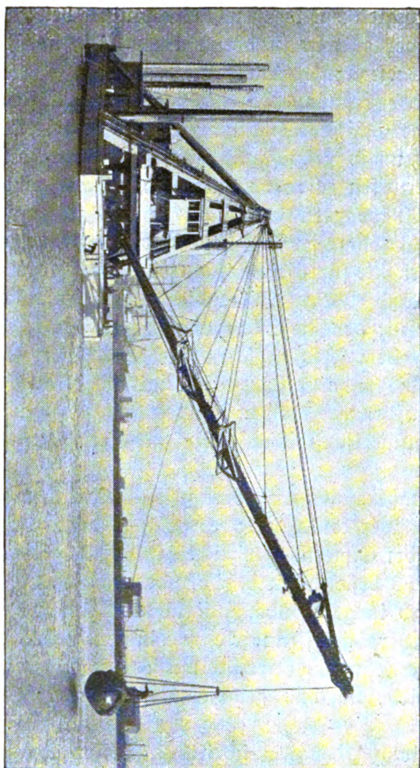
höflichst um Verzeihung," so lautete das Schreiben, „daß einer von uns das Unglück hatte, beim Billardspiel ein Loch in das Tuch zu stoßen. Um den Schaden einigermaßen auszugleichen, legen wir eine Guinee bei." In einem der Billardbezüge war in der Tat ein Riß, und der Brief enthielt das erwähnte Goldstück. W. St.

Ein Riesenkranbagger. — Je größere Anforderungen der moderne Schiffsverkehr an unsere Ströme, Kanäle und Häfen stellt, um so mehr ist auch die Maschinentechnik bemüht, das Baggerwesen zu vervollkommnen. Denn ohne ein beständiges Ausbaggern der immerzu neu sich ergänzenden Erd- und Geröllmassen auf dem Boden der fließenden Gewässer haben die für die Schiffahrt nötigen Fahrrinnen nur kurzen Bestand. Bekannt sind die großen Eimerbagger mit Dampfbetrieb; der Riesenbagger, den der deutsche Marinefiskus nach dem Frühlingschen System auf der Schichauer Werft für die Jade herstellen ließ, mit einer Maschinenkraft von zweitausend und einigen hundert Pferden, hat erst kürzlich die Aufmerksamkeit auf die Fortschritte dieser Technik gelenkt.

Für Baggerungen auf beengten Stellen hat man jetzt den Kranbagger konstruiert; er gelangt dort zur Verwendung, wo der Eimerbagger nicht hinkommt. Die Mechanik des Betriebs besteht darin, daß der am Kran hängende eiserne Korb in geöffnetem Zustand aus der Höhe plötzlich ins Wasser herabgelassen wird, hier in den Boden eindringt, dann sich schließt, wobei er sich mit Boden füllt, und wieder gehoben wird, um das gewonnene Material seitlich auszuschütten.

Als Triumph des Fortschritts in dieser Spezialität hat der umstehend abgebildete Riesenbagger der Golden State and Miners' Iron Works in San Francisco zu gelten. Dieser Kranbagger arbeitet mit einem um eine vertikale Achse sich drehenden Kran von außerordentlicher Länge, der einen Kreis von 93 Meter Umfang beschreibt. Der große Schöpfkessel, den er trägt, vermag auf einmal 15 bis 18 Tonnen Schlamm und Geröll vom Grunde des Wassers zu heben.

Er hat einen Umfang von 4 Meter. Eine Umdrehung des Krans nimmt eine Minute in Anspruch. Bei einer



Ein Riesenkranbagger.
Nach einer Photographie geliefert von den Golden State and Miners' Iron Works, San Francisco.

Arbeitszeit von 22 Stunden vermag er 8000 Kubikmeter Baggergrund aus dem Wasser zu bringen. H. P.

Die Eisenbahnkrankheit. — Die Eisenbahnkrankheit ist eines von jenen pathologischen Endresultaten, wie sie sich in zahlloser Menge aus dem nervenbetäubenden Getriebe des modernen Verkehrswesens und den damit verbundenen

erhöhten Anforderungen an die menschlichen Körperkräfte unvermeidlich ergeben müssen. Die englischen Ärzte, welche diese Krankheitsform zuerst beobachtet und beschrieben haben, haben sie „railway-spine“ genannt.

Die Krankheit tritt, wie schon der Name sagt, vorzugsweise bei Personen auf, die berufsmäßig im Eisenbahnfahrdienst angestellt sind, oder bei solchen, die infolge ihrer Beschäftigungsweise gezwungen sind, die Eisenbahn häufig zu gebrauchen. Für das Entstehen der Eisenbahnkrankheit werden in erster Linie die starken anhaltenden Körpererschütterungen, die durch die stampfende Fortbewegung eines fahrenden Eisenbahnzuges hervorgerufen werden, ferner die damit verbundenen starken Geräusche und endlich der gewaltige Luftdruck und Luftzug, der bei dem rapiden Durchschneiden der Luftschichten unvermeidlich entstehen muß, verantwortlich gemacht. Man muß nur bedenken, daß zum Beispiel ein Lokomotivführer jährlich bis zu 10,000 Meilen durchmißt. Er legt diese enorme Strecke auf der Maschine stehend zurück und erfährt außer anderen nachteiligen Einwirkungen dabei andauernd sehr heftige Erschütterungen des Körpers, welche sich durch die unteren Extremitäten zunächst auf das Rückgrat fortpflanzen, während die ungemein starken Geräusche und das Getöse, von denen er unaufhörlich umgeben ist, auf das Gehör und durch dieses auf das Gehirn höchst ungünstig einwirken. Die sonst im Fahrdienst beschäftigten Schaffner, Bremser, Postbeamten u. s. w. erleiden, entsprechend der besseren Federung der Wagen und teilweisen Polsterung der Sitze, zwar weniger intensive Erschütterungen des Rückenmarkes, werden dafür aber desto übler durch das schnurrende Zittern der Bremsen und das Rasseln, Klappern und Stoßen der Wagenkuppelungen belästigt, welches sich direkt auf die Wirbelsäule überträgt. Hierzu gesellt sich häufige Übermüdung, die mit dem fortgesetzten Reisen verbundene starke nervöse Erregung, sowie ein meist zum Bedürfnis gewordener Genuß geistiger Getränke.

Alle diese schädlichen Einflüsse rufen nun bei solchen

Leuten, die infolge ihres Berufes oder sonst welcher zwingenden Verhältnisse denselben fortwährend ausgesetzt sind, mit der Zeit eine nach individuellen Verschiedenheiten mehr oder weniger ausgesprochene Reizung gewisser Nervenzentren im Gehirn und Rückenmark hervor, auf Grund deren sich allmählich die eigenartigen charakteristischen Erscheinungen entwickeln, die man als „railway-spine“ bezeichnet.

Die Krankheit beginnt meist mit einem anfangs kaum merklichen, mit der Zeit sich steigernden Gefühl von Mattigkeit und Abgeschlagenheit, das sich besonders in den unteren Extremitäten in erhöhtem Grade geltend macht. Der Gang wird erschwert, schleppend, und die Kranken haben vielfach das Gefühl, als ob ihnen ein Gewicht an den Füßen hänge. Die Ermüdung setzt sich weiter fort auf das Rückgrat, so daß die Kranken unwillkürlich eine etwas nach vorn gebeugte Haltung annehmen und häufig nach einem Stützpunkt für die Wirbelsäule durch öfteres Anlehnen suchen, oder dadurch, daß sie die Hand ins Kreuz legen, die Rückenhaltung zu unterstützen sich bemühen. Mit der Zeit stellen sich auch Lähmungen ein, die sich besonders auf die Muskulatur des Rumpfes und der Extremitäten erstrecken. Die Beugung und Streckung der Arme und der Beine, sowie die Drehbewegungen des Rumpfes und die Neigung und Drehung des Kopfes sind infolgedessen ungemein erschwert und mit Schmerzen verbunden. So sieht man denn häufig, daß die Kranken den Rumpf ängstlich gerade halten, mit steifgehaltenem Rücken sich vorwärts bewegen, beim Niedersetzen sowohl wie beim Aufrichten zuerst mit den Händen eine Stütze zu gewinnen suchen und sich vorsichtig und langsam aus einer Lage in die andere bringen.

In den vorgeschritteneren Stadien der Krankheit treten neben den Bewegungsstörungen auch Störungen der Gefühls- und Sinnesfunktionen auf. Besonders sind es neben Kribbeln und Taubheitsgefühl in den Finger- und Zehenspitzen Empfindungen der verschiedensten Art, die den Kranken zu schaffen machen. So hat der eine die Empfindung, als ob Würmer unter der Haut umherkröchen, der

andere, als ob Blasen an den verschiedensten Körperstellen unter der Haut platzten, oder als ob der Kopf nicht mehr festsitze und ähnliche seltsame Vorstellungen. Nicht selten haben die Kranken auch das Gefühl, als ob ihnen ein Gürtel oder ein Reif um den Leib gelegt wäre. Die Sinnesstörungen äußern sich durch Flimmern vor den Augen, Blendungsgefühl, Farbensehen, Verschleierung des Gesichtsfeldes, Durcheinanderschwimmen der Buchstaben beim Lesen, fliegende Flecken und Druck in den Augen, durch Sausen, Zischen, Pfeifen und Brausen in den Ohren, als ob Wasser kochte oder als ob ein Strom in der Nähe rauschte, durch pappigen oder fortdauernd salzigen Geschmack im Munde u. s. w.

Weiterhin machen sich auch Sprachstörungen geltend. Die Sprache wird verlangsamt und schleppend. Der Kranke verliert mitten im Satz den Faden, als ob er das, was er sagen wollte, vergessen habe, oder er spricht wie jemand, der in höchster Angst etwas erzählen will und die Worte nur stoßweise hervorbringt.

Das Merkwürdige bei all diesen Erscheinungen ist, daß der allgemeine Ernährungszustand in der Mehrzahl der Fälle nicht Not zu leiden pflegt, so daß derartig erkrankte Personen wegen ihres gesunden, oft selbst blühenden Aussehens von Laien überhaupt nicht für krank gehalten werden. Indessen kommt es auch in einzelnen Fällen zu Abmagerung und Verfall der Körperkräfte, ja unter Umständen zu vollständiger Entkräftung, woran die Kranken dann meist zu Grunde gehen. —

Die Eisenbahnkrankheit äußert sich aber auch noch durch andere Erscheinungen, bei welchen neben den bereits erwähnten Erscheinungen auch die psychische Sphäre mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen ist. Diese Krankheitsformen sind meist die Folgen von Eisenbahnunfällen. Der Schreck auf der einen Seite, Erschütterungen, Quetschungen und Verletzungen des Zentralnervensystems oder seiner Umhüllungen auf der anderen Seite spielen hierbei die gewichtigste Rolle. Man hat sogar Fälle beobachtet, in denen

im Anschluß an Eisenbahnzusammenstöße bei beteiligten Personen sich ohne jedes sichtbare Zeichen von Verletzung der Wirbelsäule u. s. w. schwere fortschreitende Rückenmarksleiden entwickelten, die einen tödlichen Verlauf hatten. Man muß annehmen, daß es sich hierbei um molekulare Erschütterungen der nervösen Elemente des Rückenmarks oder um kleine zerstreute Blutungen in die Substanz des Rückenmarks handelt, die zu einer Entartung und späteren Erkrankung desselben unvermeidlich führen müssen.

Nach einem überstandenen Eisenbahnunfalle findet man bei den verletzten Personen, abgesehen von den chirurgischen Schädigungen, entweder eine ausgeprägte, todähnliche Betäubung von mehrstündiger oder selbst mehrtägiger Dauer, die unter Umständen unmittelbar zum Tode führt, oder, was häufiger der Fall ist, nur ein kurzwährendes Stadium der Bewußtlosigkeit oder Benommenheit. Endlich gibt es auch Fälle, in denen der Verunglückte zunächst über nichts zu klagen hat, seinen Dienst weiter versieht oder anderen Verletzten hilfreich beispringt und erst nach Tagen, Wochen oder selbst Monaten die ersten Beschwerden empfindet.

Dieselben sind zunächst rein subjektiver Natur. Der Kranke empfindet Schmerz, und zwar besonders häufig in der Rückengegend. Dieser Schmerz wird als dumpf, drückend, lähmend geschildert, durch alle Bewegungen gesteigert und zwingt den Kranken, beim Stehen, Gehen und Sichaufrichten die Wirbelsäule unbeweglich zu halten. Bald stellt sich auch Kopfschmerz oder Eingenommenheit des Kopfes und Schwindelgefühl ein. Schon in den ersten Nächten nach dem Unfalle zeigt sich Schlaflosigkeit. Der Kranke gibt an, vor Aufregung, Angst und innerer Unruhe nicht einschlafen zu können, oder durch beängstigende Träume, in denen das erlebte Unglück mit seinen Schrecknissen ihm wieder vor die Seele tritt, aus dem Schlafe geweckt zu werden.

Verstimmung, Reizbarkeit, Schreckhaftigkeit, Angstzustände — alle diese psychischen Anomalien stellen sich in allmählich anwachsender Stärke ein und veranlassen den Patienten, die Einsamkeit zu suchen und sich gegen seine

Umgebung abzuschließen. Eine tiefe Verstimmung bemächtigt sich der Kranken, sie hängen traurigen Vorstellungen nach, sind wortkarg und, wenn sie sich aussprechen, lenken sie mit Vorliebe das Gespräch auf ihr Leiden, das auch ihre Gedanken fortwährend beschäftigt. Die Erinnerung an den erlittenen Unfall ist eine so lebhafte, daß diese Vorstellung durch ihr Haften, durch ihre Alleinherrschaft in der Seele einen pathologischen Charakter gewinnt. Die meisten sind rührselig, leicht zum Weinen geneigt. Gemütseinflüsse, denen sie sonst gleichgültig gegenüberstanden, versetzen sie in Erschütterung. Die Verstimmung erreicht nicht selten eine Höhe, daß sie zu Selbstmordversuchen führt.

Die Angstgefühle steigern sich immer mehr, so daß es häufig zu heftigen Angstattacken kommt, in denen die Kranken die fortwährende Empfindung haben, als ob ihnen ein großes Unglück bevorstände, dem sie sich nicht zu entziehen vermögen.

Bei der Behandlung der Eisenbahnkrankheit hat man das Augenmerk in erster Linie auf die Beseitigung der ursächlichen Momente zu richten, erst dann kann man zur Behandlung der nervösen Erscheinungen übergehen. In jedem Falle ist es also geboten, die Kranken sofort ihrer gewohnten Beschäftigung zu entziehen, nur in leichteren Fällen, besonders dort, wo die melancholischen Verstimmungen mehr im Vordergrunde stehen, ist eine leichte Beschäftigung nicht außer acht zu lassen. In den ausgebildeten Fällen ist die Ruhe, wie sie die Waldeinsamkeit oder der Aufenthalt in einem ruhig und idyllisch gelegenen Badeorte oder einem wenig besuchten Seebad bieten, für die Kranken am wohltuendsten. Haben sie doch selbst das Bedürfnis, sich zurückzuziehen, und diesem soll möglichst Rechnung getragen werden. Eine entsprechende Ernährung, Enthaltung von allen geistigen Getränken und die Sorge für einen gesunden und stärkenden Nachtschlaf werden ebenfalls zur Besserung ihr gutes Teil mit beitragen. Auch von den kohlensäurehaltigen Stahlbädern Cudowa und Schwalbach will man günstige Wirkungen gesehen haben.

Einfache kalte Abreibungen sollten in allen Fällen versucht werden, wie denn auch im allgemeinen durch die Kaltwasserbehandlung entschieden gute Resultate erzielt worden sind.

Gegen die funktionellen Lähmungen, die besonders die Muskeln der Extremitäten und des Rumpfes betreffen, wird als bewährtestes Mittel die Massage gerühmt.

Von anzuwendenden Medikamenten sind an erster Stelle die Brompräparate zu nennen. Die subjektiven Beschwerden, die Schmerzen, die Verstimmung und die Angstzustände erfahren unter der Anwendung von Bromkali oder Bromnatrium, dessen Dosierung selbstverständlich dem Arzt zu überlassen ist, eine wesentliche Linderung. Nur soll man das Medikament nicht dauernd anwenden und sich vor Mißbrauch hüten.

Gegen die Schlaflosigkeit soll man sich weniger der medikamentösen, als der Wasserbehandlung bedienen. Ein vor dem Zubettgehen genommenes laues Bad von 26 bis 28 Grad oder eine feuchtwarme Einpackung des Körpers werden zur Herbeiführung eines gesunden Schlafes selten ihren Zweck verfehlen. Dr. Schütte.

Der Papierritter. — Das gute und haltbare Büttenpapier soll zuerst in Deutschland verfertigt worden sein, und zwar schon in sehr alter Zeit, angeblich zuerst im Jahre 1308. Von Deutschland aus wurden lange Zeit Frankreich und England damit versorgt. Dann verbesserte ein erfindungsreicher Holländer bedeutend die Konstruktion der Papiermühlen, wodurch seitdem ein erheblich besseres Papier erzielt wurde.

Ein intelligenter Deutscher namens Johann Spillmann lernte in Holland diese Verbesserungen kennen und besaß auch selbst viel Geschäftstüchtigkeit und Erfindungsgenie. Im Jahre 1568 ging er nach England und errichtete in dem nicht weit von London belegenen Städtchen Dartford eine Papiermühle, die erste dieser Art dort zu Lande. Das vortreffliche Papier, welches er lieferte, fand den größten Beifall, auch den der Königin Elisabeth, die ja selbst eine sehr gelehrte Dame und damals, in ihren jüngeren Jahren, recht schreiblustig war.

Johann oder nunmehr John Spillmann wurde durch seine erfolgreiche Industrie sehr wohlhabend und war ein hochangesehener Mann, hatte aber auch Neider und Widersacher, die ihm sein Glück mißgönnten. Als Wasserzeichen in seinen Papierbogen sah man ein wappenartiges Emblem mit einer Helmzier darüber. Das wurde ihm von seinen Feinden zum Vorwurf gemacht, indem sie behaupteten, er habe widerrechtlich sich ein Wappen angemaßt, was er als einfacher bürgerlicher Gewerbsmann gar nicht dürfe. Man denunzierte ihn bei dem Heroldsamte, der höchsten Behörde in Wappenangelegenheiten, und dieses entschied, daß er das wappenartige Wasserzeichen fernerhin nicht mehr in seinem Papier anbringen dürfe. Dem Befehle mußte er sich notgedrungen fügen, denn seinen Einwand, daß es ja doch eigentlich nur eine Fabrikmarke sei und nichts anderes, wollte man nicht anerkennen.

Da brachte er als neues Wasserzeichen in seinem Papier die Figur eines Esels mit übermäßig langen Ohren; das tat er in einer Anwandlung von grimmigem Humor, um die Narrheit und Dummheit seiner Gegner dadurch zu kennzeichnen.

Auch die Königin bekam solches Papier mit dem Esel und rief sofort entrüstet: „Was ist denn das? Ein Esel in meinem Papier? Das ist ja lächerlich und abscheulich! Warum überhaupt die Veränderung? Vordem war doch eine hübsche Verzierung darin, die mir stets besonders gut gefiel!“

Sie ließ bei dem Fabrikanten Erkundigungen einziehen und wurde genau über den Sachverhalt unterrichtet. Da meinte sie: „Gut, daß ich das erfahren habe! Dem kann ja bald und leicht abgeholfen werden!“ Sie berief den erstaunten Papiermüller an den Hof, wo sie ihn in feierlicher Weise zum Ritter ernannte und ihm damit das Wappenrecht verlieh. Das Phantasiewappen, seine frühere Fabrikmarke, sollte nun sein wirkliches Wappen sein, und es war der Königin ausdrückliches Verlangen, daß er das frühere Wasserzeichen wieder in seinem Papier anbringen solle.

Dem neugebackenen Sir John Spillmann, der auf solche Weise über seine Widersacher einen glänzenden Triumph feierte, gewährte dies natürlich besondere Genugtuung.

Auf solche merkwürdige Art wurde ein deutscher Papiermüller in den englischen Adelstand erhoben. „Papierritter“ nannten ihn scherzend die Leute, aber darüber konnte er sich leicht trösten, stand er fortan doch stets hoch in Gnaden bei der Königin. J. O. H.

Chinesische Weltanschauung. — Wie überaus konservativ die Chinesen sind, wird prachtvoll illustriert durch folgende wirkliche Begebenheit, die zugleich so deutlich wie möglich zeigt, wie schwer, ja nahezu unmöglich es ist, Reformen irgendwelcher Art in China einzuführen.

Einem deutschen Geistlichen, der in einem Chinesendorfe Mission zu treiben berufen war, wurde der erste Sohn geboren. Da er mit seinen gelben Dorfgenossen auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, so überraschten ihn dieselben mit einem Geschenk für den Neugeborenen, einer schmalen Goldkette, die sie durch Sammlungen unter sich zusammengebracht hatten, und durch die sie ihre Teilnahme an dem glücklichen Ereignis ausdrücken wollten.

Natürlich war der Missionar tief gerührt über diesen Beweis von Anhänglichkeit und überlegte mit seiner Frau, wie sie sich dafür am besten erkenntlich zeigen könnten. Endlich glaubten sie einen für alle Teile befriedigenden Gedanken zu haben, und der Geistliche lud die Spitzen der Einwohnerschaft zu sich, um ihnen folgende Eröffnung zu machen:

„Wir möchten euch, lieben Leute, gern eure Freundlichkeit erwidern, und da wir wissen, unter welchen Beschwerlichkeiten ihr mit Eimern und Stricken das Wasser aus euren Brunnen in die Höhe winden müßt, so haben wir beschlossen, euch aus unserem Lande einen Brunnen kommen zu lassen, den wir euch zum Geschenk machen wollen. Das ist ein Gestell, das läßt man oben auf die Wasserquelle hinaufpflanzen, dann arbeitet es wie eine Saugmaschine und zieht das Wasser aus dem Erdinnern in die Höhe, so

daß es ganz von selbst in eure Eimer und Krüge fließt. Wir werden den Brunnen über dem Wasserquell anbringen, der hier in der Nähe unseres Hauses sprudelt. Da können wir auch am bequemsten zeigen, wie das Ding behandelt wird, und ihr werdet euch schnell davon überzeugen, welche Vorteile es bietet."

Mit vielen Bücklingen bedankten die Zopfträger sich für das ihnen zugedachte Geschenk, meinten aber schließlich, er möge doch lieber die Saugmaschine nicht eher bestellen, als bis sie sich darüber beraten hätten.

Eine Woche später stellten sie sich wieder bei dem Missionar ein und erklärten ihm, sie hätten die Frage der Saugmaschine gründlich besprochen und seien nun im Auftrage ihrer Gemeinde da, um ihm drei Fragen vorzulegen.

„Ihr wißt," sagte der Sprecher, „das Geld für die Kette Eures Kindes ist aus dem ganzen Dorf zusammengekommen. Wenn Ihr uns also jetzt nur eine einzige Saugmaschine aufstellt, so wird nur die Anwohnerschaft dieses einen Brunnens davon einen Vorteil haben. Darüber werden die Leute, die in der Nähe unserer beiden übrigen Brunnen wohnen, sehr ungehalten sein, und es wird Streit und Hader in der Gemeinde geben. Würdet Ihr darauf eingehen, drei solcher Maschinen zu kaufen statt der einen, um alle Teile zufriedenzustellen?"

Erstaunt über diese Zumutung erklärte der Befragte, daß dazu seine Mittel allerdings nicht ausreichen würden.

„Sehr wohl," sagte der Beauftragte der Dorfleute. „Dann gehen wir zur zweiten Frage über. Falls Ihr Eure Saugmaschine hier aufstellt, so werden dadurch fünfundzwanzig Männer ihren ganzen Lebensunterhalt verlieren. Sie verdienen jetzt ihren Reis für sich und ihre Familien dadurch, daß sie das Wasser aus den Brunnen schöpfen und den anderen Einwohnern in ihre Häuser bringen. Wäret Ihr gewillt, sie zu entschädigen oder ihnen eine andere Beschäftigung zu verschaffen?"

„Dazu bin ich außer stande," erklärte der Missionar.

„Dann ist noch ein dritter Punkt zu beachten, großer

Freund deiner Götter," nahm der Sprecher seinen Faden wieder auf. „Jeder unserer Brunnen hat seinen besonderen Genius. Wenn Ihr nun eine solche Saugmaschine hinaufpflanzt, dann, so fürchten wir, könnte der Genius dieses Brunnens dadurch verscheucht werden, und der Brunnen austrocknen. Könnt Ihr uns einen neuen Genius verschreiben, falls der jetzige entweicht?"

„Es tut mir leid," antwortete der Missionar nicht wenig entrüstet.

„Dann," war der endgültige Beschluß der Abgeordneten, „wollen wir doch, so überaus wertvoll es ist, Euer Geschenk lieber nicht annehmen"

Und mit einer endlosen Reihe der untertänigsten Bücklinge verabschiedeten sie sich. C. D.

Der Siebenschläfer bei den alten Römern. — Fast nur noch im Sprichwort ist der Siebenschläfer bekannt; man sieht ihn nicht, hört nichts von ihm, und sehr viele Menschen sind daher geneigt, zu glauben, er sei nur ein Fabelwesen. Der Siebenschläfer, der größte Schlafkünstler, ist ein Nager von ähnlicher Beschaffenheit wie das Eichhörnchen, und so niedlich und anmutig ist seine Gestalt, so lebendig sind seine Bewegungen, daß man gar nicht begreifen kann, wie dieses flinke Geschöpfchen mehr als die Hälfte des Jahres starr und leblos hinbringen mag. Von seiner sieben Monate andauernden Lethargie hat es ja den Namen Siebenschläfer.

Dieses jetzt fast ganz unbekannt gewordene Tierchen war im Haushalte der Römer ehedem so wichtig wie bei uns die Sprößlinge des Hühnergeschlechtes. Die alten Lateiner hegten, pflegten und mästeten die kleinen Schlafmäuse als Leckerbissen für ihre Tafel. Wir wissen aus Plinius' und aus anderer alten Schriftsteller Werken, daß man im alten Italien großartige Anstalten machte, um sich den Genuß gut gemästeter Siebenschläfer zu sichern. Man umgab ganze Eichen- und Buchenhaine mit glatten Mauern, an denen die Tiere nicht emporklettern konnten. Alsdann wurden innerhalb des Geheges verschiedene Höhlen zum Nisten und Schlafen angelegt und, wenn in Anschlag ge-

bracht wird, daß die Tierchen mehr als ein halbes Jahr der Ruhe pflegen, so haben wir alle Ursache, uns über die Geduld zu wundern, die man mit den Tieren üben mußte. Wenn sie schliefen, fraßen sie nicht, es entstand statt des Fettwerdens also eine Abmagerung, und in diesem Zustande waren die Mäuse zur Verspeisung nicht geeignet. Die Mästung begann also erst nach Ablauf der Schlafzeit. Nun wurden die Erwachten mit Eicheln und mit Kastanien gefüttert, bis sie wieder ihre natürliche Rundung erlangten. Dann begann eine Kunstpflege ihrer Körper. In irdene Gefäße oder auch in Fässer gesperrt, mußten die Tiere sich auf ein Minimum von Bewegung beschränken, um recht viel Fett anzusetzen. Man nannte diese Mastanstalten, die im Prinzip viele Ähnlichkeit mit unseren Hühnerzellen hatten, „Glirarien“, und unsere Forscher haben viele solcher Apparate entdeckt, als sie die verschüttete Stadt Herkulanum ausgraben ließen. Es waren kleine halbkugelige Schalen, an den inneren Wänden terrassenförmig abgestuft und oben mit einem Gitter geschlossen. Die dort eingeschlossenen Tiere konnten absolut keine Sprünge machen, und zu der natürlichen Ruhe, die sie so lange im Schlafe genossen, lernten sie nun auch noch eine künstliche kennen, welche ihnen aufgezwungen wurde. C. T.

Übel abgelaufener Studentenstreich. — Es war im Jahre 1839, als eine große Anzahl von Studenten der Kings- und Marishal-Colleges in Aberdeen in Schottland in größter Erregung die Straßen der Stadt durchzogen. Lärmend und schreiend versammelten sie sich endlich vor dem Hause des Dekan Hopkins, und als der alte Herr aus der Tür heraustrat und zornig um Aufklärung wegen dieses unerhörten Betragens ersuchte, verlangte der zum Sprecher gewählte Student die sofortige Entlassung eines Pedells der Akademie namens Dummel. Heftig antwortete Hopkins, er ließe sich auf diese Art keine Vorschriften machen. Sie sollten sich sofort auf ihre Zimmer begeben, und wenn sie Klagen vorzubringen hätten, so sollten sie diese schriftlich und in angemessener Weise dem Senat der Akademie vorlegen. Mit

Schreien und Lärmen würden sie nicht das geringste erreichen.

Wider Erwarten zogen die Studenten nach diesem Bescheid ruhig ab; aber nicht auf ihre Zimmer, sondern sie begaben sich in eine nahebei gelegene Wirtschaft. Hier berieten sie sich, und bald war eine Schrift an den Senat verfaßt, in der alle Klagen und Beschwerden, die sie gegen den Pedell vorzubringen hatten, enthalten waren. Alle Anwesenden unterzeichneten das Schriftstück, und am nächsten Tage wurde es dem Senat überreicht.

Der Pedell Dummel, dessen Entlassung die Studenten erzwingen wollten, war ein bei allen Studenten verhaßter Schleicher und Angeber, der jeden unschuldigen kleinen Streich, den die Musensöhne ausübten, in gehässigster Weise dem Dekan und den Professoren zur Kenntnis zu bringen pflegte. Dabei verstand er es meisterlich, die Possen, die die jungen Leute in ihrem Übermut manchmal trieben, in so niederträchtiger Weise darzustellen und aufzubauschen, daß zwischen Professoren und Studenten längst ein äußerst gespanntes Verhältnis eingetreten war und bei dem kleinsten Anlaß Studenten von der Anstalt verwiesen wurden.

Wie die Studenten schon bei Überreichung ihrer Beschwerdeschrift geahnt hatten, erreichten sie ihren Zweck nicht. Denn vor dem Senat wußte Dummel sich so geschickt zu verteidigen, daß alle Klagen der Studenten als unbegründet abgewiesen wurden, und Dummel fester als je im Vertrauen der Professoren stand.

Jetzt beschlossen die Studenten an dem Angeber selbst Rache zu üben. Eines Tages erhielt der Pedell eine von Bekannten unterzeichnete Einladung, Abends zu einer kleinen Schmauserei in einem ihm bekannten Gasthause vor der Stadt zu erscheinen. Eine solche Gelegenheit pflegte er nie ungenutzt vorübergehen zu lassen, und vergnügt machte er sich zur bestimmten Stunde auf den Weg. Aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er, im Wirtshause angekommen, in ein Zimmer geführt ward, das, ganz mit schwarzen Stoffen ausgeschlagen, den Eindruck eines Gerichtssaales

machte. Vor ihm, an einem ebenfalls schwarz verhängten Tische, auf dem ein Totenschädel von zwei Kerzen beleuchtet stand, saßen schwarz gekleidet die Studenten, denen er so vielmals übel mitgespielt hatte. Von Furcht gepackt wollte er flüchten, aber die Tür war schon hinter ihm verschlossen, und einige handfeste Studenten schoben ihn in einen Verschlag, der die Anklagebank vorstellte. Gleich darauf betrat ein als Richter gekleideter Student mit zwölf Geschworenen das Zimmer, und alle nahmen ihre Plätze ein. Jetzt begann die Sitzung. Der Richter eröffnete mit kurzen Worten die Verhandlung, die Anklageschrift wurde verlesen und der Angeklagte gefragt, ob er sich schuldig oder nichtschuldig bekenne. Der Pedell, trotzdem ihm der Angstschweiß in dicken Tropfen auf der Stirn stand, lachte höhnisch auf und antwortete, man solle ihn zufrieden lassen, er ließe sich auf solche Kindereien nicht ein.

„Bekennen Sie sich schuldig oder nichtschuldig?“ fragte der Richter wieder.

Aber Dummel war lange zu keiner Antwort zu bewegen, erst als er einzusehen begann, daß ihm kein Ausweg blieb, antwortete er verdrossen: „Ich bin unschuldig. Und ich versichere Sie, meine Herren, Sie werden es bereuen, mich in dieser Weise belästigt zu haben.“

Nun traten Zeugen auf, die die Böswilligkeit des Pedells bei seinen Berichten bewiesen. Einer nach dem anderen der auf die Berichte Dummels hin relegierten Studenten zeugte gegen ihn. Die Geschworenen erklärten ihn, ohne ihren Platz zu verlassen, für schuldig, und der Richter erhob sich, setzte, wie es bei einer Verurteilung zum Tode in England üblich ist, eine schwarze Kappe auf und sprach das Urteil. Der Pedell Dummel sei schuldig der Verbrechen, Zwietracht zwischen Professoren und Studenten gesät, die letzteren bei jedem Anlaß verklatscht und verlästert und dadurch die Relegation vieler unschuldigen Studenten herbeigeführt zu haben. Die einzige Strafe hierfür sei der Tod durch das Beil des Henkers, und das Urteil müsse sofort vollstreckt werden.

Ein Block und eine riesige blitzende Axt wurden hereingebracht. Dem Pedell wurden die Augen verbunden, und er mußte den Kopf auf den Block legen. Der Ernst, mit dem die ganze Posse durchgeführt worden war, hatte den Menschen so entnervt, daß er ohne Widerstand gehorchte. An allen Gliedern bebend legte er den Kopf auf den Block. Mit einem zischenden Geräusch sauste ein nasses Handtuch durch die Luft auf den entblößten Nacken des Delinquenten, und ein brüllendes Gelächter der Studenten kündigte das Ende der Posse an.

Dummel kniete immer noch am Block und rührte sich nicht. „Dummel, aufstehen!“ schrie es lachend von allen Seiten. Aber der Pedell stand nie wieder auf. Er war tot. Der Schreck hatte ihn getötet! W. St.

Der „trinkbare“ Eisbär. — In der Kunst, wilde Tiere zu dressieren, ist Karl Hagenbeck in Hamburg der anerkannte Meister. Seine neueste Errungenschaft sind die sieben dressierten Eisbären, die mit ihren ersten Vorstellungen in New York großes Aufsehen



Hagenbecks „trinkb

erregten. Man hat eine engere Auslese unter sechzig Eisbären veranstaltet, die zum Zweck der Dressur von Hagenbeck angekauft wurden. Jedes der Tiere ist ein Prachtexemplar seiner Art, und die Zahl der Kunststücke, die sie zusammen ausführen, ist wahrhaft überraschend. Sie stellen malerische Gruppen und lebende Bilder, marschieren aufrecht hintereinander und treiben allerlei Spiele, wobei der Schaukel eine große Rolle zufällt. Sie offenbaren dabei einen Grad von Intelligenz, den man lange Zeit gerade den Eisbären hat abstreiten wollen.



kbarer" Eisbär.

Einzelne der Tiere amüsieren das Publikum auch durch besondere Leistungen. Lauten Beifall weckt immer die Vorführung der zwei Bären, von denen der eine den Trunk liebt, der andere ihn als Abstinenzler verabscheut. Der „trinkbare" Eisbär nimmt vor dem Tische, an dem sein Herr sitzt, auf einem Stuhl Platz, dessen niedriger Sitz der Kürze seiner Hinterbeine entspricht. Es ist ihm eine Kleinigkeit, eine Flasche auf einmal zu leeren; er führt sie mit beiden

Vordertatzen durstig zum Munde. Bei den bevorstehenden Vorführungen in Deutschland wird es wohl nie an Zuschauern fehlen, die dem weißhaarigen Zechkumpan aus hohem Norden ein herzhaftes „Prosit!" zurufen. H. P.

Liebesopfer. — Die Männer werden oft bei der Eingehung von Ehen gewinnsüchtiger Motive beschuldigt, aber oft kommt auch das Gegenteil vor, wo sie alles hintansetzen, um den Gegenstand ihrer Wahl zu erringen.

Auch Kornelius Vanderbilt, der älteste Sohn des verstorbenen Milliardärs Vanderbilt, hat seiner Liebe die größten Opfer gebracht. Er verliebte sich in die reizende Miß Grace Wilson, deren Vater, Richard Wilson, dem älteren Vanderbilt ganz besonders verhaßt war. Trotz des ausdrücklichen Verbots seines Vaters heiratete der junge Kornelius die Dame, und dieser Ungehorsam kostete ihn ein ungeheures Vermögen, denn als der alte Vanderbilt im Jahre 1899 starb, erbte der jüngere Sohn Alfred 9 Millionen Pfund, während sich Kornelius mit der im Vergleich dazu immerhin bescheidenen Summe von 300,000 Pfund begnügen mußte. Trotzdem hat er den Verlust nicht bereut, denn er führt mit seiner Frau die glücklichste Ehe.

Ähnlich lag der Fall bei Burnett Tiffany, dem Sohn des Milliardärs Charles Tiffany. Er verliebte sich in ein armes Mädchen, von der sein Vater nichts wissen wollte, und als der alte Tiffany starb, hinterließ er sein ganzes Vermögen seinem jüngeren Sohne Louis Tiffany. Burnett opferte durch seine Heirat 400,000 Pfund, und da das junge Paar sich bereits am zehnten Tage nach der Hochzeit trennte, so kostete ihn jeder Tag seiner Flitterwochen 40,000 Pfund.

Weit mehr als Geld brachte ein junger Russe namens Maritzki zum Opfer, der sich im letzten Frühling mit Natalie Kaffitsch verheiratete, die wegen Teilnahme an einer Verschwörung zur Verbannung nach Sibirien verurteilt war. Maritzki weigerte sich hartnäckig, sich von seiner Braut zu trennen, obwohl diese ihn bat, den Heiratsgedanken aufzugeben. Die Behörden gestatteten ihm schließlich, sich in der Gefängniskapelle trauen zu lassen; beide, Bräutigam und

Braut, trugen dabei Sträflingskleider. Am nächsten Tage traten sie eine Reise von 4000 Meilen nach den Salzminen an und dürfen erst nach zehn Jahren zu ihren Freunden und Verwandten zurückkehren.

Vielleicht noch opferfreudiger war ein junger Ungar, der sich in eine Schöne seines Heimatdorfes verliebte. Sie gab ihm einen Korb, weil er krummbeinig war. Sofort begab er sich in ein Hospital mit dem Verlangen, man möchte ihm doch die Beine brechen und wieder gerade machen. Die Ärzte weigerten sich zuerst, eine so gefährliche Operation vorzunehmen, doch er bestand darauf, und schließlich willigten sie ein. Er lag lange Wochen im Bett, aber als er das Krankenhaus — gerade wie eine Tanne und fast zwei Zoll größer — verließ, ward ihm der Lohn für seine Leiden, denn die Schöne schenkte ihm gerührt Herz und Hand. L—n.

Eine verhängnisvolle Vergeßlichkeit. — Vor einigen Monaten starb in einer Universitätsstadt Norddeutschlands ein Gelehrter, dessen ganzes Leben durch eine unglückliche und unerwiderte Liebe vergiftet worden war. In jungen Jahren hatte dieser Gelehrte, damals Privatdozent an der Universität, auf einer Reise die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht, in die er sich verliebte. Wie so viele Gelehrte, war auch der Privatdozent unpraktisch in allen Dingen des täglichen Lebens und überaus schüchtern gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Wohl suchte der junge Gelehrte die Dame und deren Eltern in ihrem Heimatsorte auf, aber er fand den Mut nicht, seine Liebe zu gestehen. Schließlich nahm er zu einem Briefe seine Zuflucht. Nach vielen vergeblichen Versuchen brachte er endlich das richtige Schreiben zusammen, durch welches er der jungen Dame seine Liebe gestand und um ihre Hand bat. Tag auf Tag aber verging, ohne daß eine Erwiderung auf seinen Antrag gekommen wäre. Die Dame schien den Freier nicht einmal einer Antwort würdig zu halten. Die Aufregung des Wartens und die seelischen Eindrücke waren bei dem Privatdozenten so stark, daß er in ein Nervenfieber verfiel, welches ihn an den Rand des Grabes brachte. Indes er überstand die

Krise, genas wieder, und seine erste Frage, als er wieder zum Bewußtsein kam, war die nach einem Briefe von der jungen Dame oder deren Angehörigen.

Als er erfuhr, daß auch jetzt noch keine Antwort eingegangen sei, überkam den kaum Genesenen Mutlosigkeit und Melancholie. Er legte seine Stellung an der Universität nieder, da er Vermögen genug besaß, um zu leben, zog sich ganz und gar von der Welt zurück und wurde in jungen Jahren ein Sonderling. Er hatte fast gar keinen Umgang mit Menschen, verließ kaum das Zimmer und lebte nur für wissenschaftliche Arbeiten. Eine alte Frau, die schon bei seinen Eltern in Diensten gestanden hatte, führte ihm die Wirtschaft, und als sie gestorben war, vereinsamte der alte Sonderling noch mehr.

Endlich starb er, und sein nicht unbedeutendes Vermögen, sowie seine große Bibliothek kamen in die Hände einiger Neffen. Einer derselben machte eine sorgfältige Aufnahme der Bibliothek, bei welcher jedes einzelne Buch verzeichnet wurde. Er kam dabei auch in eine Abteilung der Bibliothek, welche, wie der darauf liegende Staub bewies, seit Jahren nicht mehr berührt worden war. In einem der Bücher, es war Miltons „Verlorenes Paradies“, fand er einen Brief, der dort schon jahrelang gelegen haben mochte. Der Brief trug die Adresse einer jungen Dame. Der Neffe des Erblassers öffnete den Brief, der aus dem Jahre 1854 stammte, und fand zu seinem Erstaunen, daß der verstorbene Onkel jener Dame in dem Briefe seine Liebe erklärte. Durch irgend eine Zerstreutheit des Briefschreibers war der Brief überhaupt nicht abgesandt worden, sondern in jenes Buch geraten, und dort hatte er fast fünfzig Jahre gelegen, während der verzweifelte Briefschreiber beständig auf Antwort wartete. Natürlich konnte er niemals eine solche auf einen Brief erhalten, den er gar nicht abgesandt hatte. A. O. K.

Die kalte Suppe. — In der Schlacht bei Inkerman, die im Krimkrieg 1854 zwischen Russen und Engländern stattfand, und in welcher die letzteren einen glänzenden Sieg erfochten, tat sich ein englischer Feldwebel so hervor, daß

er noch auf dem Schlachtfelde zum Offizier ernannt wurde. Einige Tage später wurde ihm zu Ehren ein Gastmahl in der Offiziersmesse angesetzt, zu dem das gesamte Offizierkorps seines Regiments eingeladen wurde. Den Vorsitz an der Tafel übernahm Lord Raglan, der Oberbefehlshaber der englischen Armee, dem dieser Sieg die Beförderung zum Feldmarschall gebracht hatte, und den Ehrenplatz zwischen Lord Raglan und dem Obersten seines Regiments mußte der Held des Tages, der frühere Feldwebel, einnehmen.

Dieser war ein sehr tüchtiger, aber einfacher Mann aus dem Volke, und die jungen Leutnants freuten sich schon im voraus über die Verstöße gegen die Etikette, die der neugebackene Offizier auf seinem Platz zwischen seinem hohen und höchsten Vorgesetzten machen würde.

Die Tafel wurde vom Feldmarschall mit einem Hoch auf die Königin eröffnet, und dann wurde serviert. Ein Diener brachte die Suppe, und gleich darauf erschien ein anderer mit einer Schale voll Eisstückchen, um den Wein zu kühlen.

Unglücklicherweise reichte er zuerst dem neubeförderten Offizier das Eis dar, und da dieser sich absolut nicht zu erklären wußte, wozu das Eis dienen sollte, er aber doch glaubte, von dem, was ihm gereicht wurde, nehmen zu müssen, nahm er ein Stück Eis und warf es kurzer Hand in seine Suppe.

Unter den jungen Offizieren, die ihn alle scharf beobachteten, brach darob ein kaum unterdrücktes Kichern los, das jedoch sofort verstummte, als Lord Raglan sich ebenfalls einen Klumpen Eis nahm und ihn ruhig, als ob dies die natürlichste Sache von der Welt wäre, in seine Suppe legte. Der Oberst folgte seinem Beispiel, und alle anderen Offiziere mußten es wohl oder übel nachmachen. Man aß an diesem Tage also die Suppe kalt; aber auf diese ebenso feine als originelle Art ersparte Lord Raglan dem tapferen Soldaten an seiner Seite eine Kränkung, die diesen hätte tief verwunden können. W St.

Das Los ermatteter Tiere in der Wüste. — Eine grausame Gepflogenheit der Araber, welche so recht die Gemütsroheit derselben kennzeichnet, ist die, jedes Tier, welches auf ihren Reisen durch die Wüste nicht mehr folgen kann, liegen zu lassen, wo es fällt, einem langsamen, qualvollen Tode und den scheußlichen Aasgeiern oder dem Schakal zur Beute. Selbst das sonst von ihnen so hochgeschätzte Kamel wird in dieser Weise preisgegeben.

Der französische Schriftsteller Guy de Maupassant erzählt darüber: „Eines Tages gewahrten wir eine graue Masse vor uns auf dem Sande liegen, und langsam richtete sich an einem abgemagerten Halse der Kopf eines sterbenden Kamels empor. So lag es hier wohl schon zwei oder drei Tage, vergehend vor Erschöpfung und Durst. Seine langen Glieder ruhten kraftlos, wie gebrochen auf dem glühenden Boden. Seine Stirne, aufgebrannt von der unbarmherzigen Sonne, war nur eine einzige offene Wunde. Es stieß keinen Seufzer aus, es machte keine Anstrengung sich zu erheben Man hätte glauben mögen, daß, nachdem es in dieser Weise schon viele seiner Brüder auf diesen langen Reisen durch die Einöde habe sterben sehen, es das Bewußtsein von der Herzenshärte des Menschen erlangt habe. Nun war die Reihe an ihm. Nichts weiter!

Wir zogen vorbei, und als ich lange danach mich umwandte, gewahrte ich noch, im Sande aufgerichtet, den langen Hals des verlassenen Tieres, welches bis zum letzten Moment den am Horizont verschwindenden Menschen nachblickte, den letzten, die es sehen sollte.

Eine Stunde später war es ein Hund, der mit offenem Maul und glänzendem Gebiß an einem Stein kauerte, unfähig ein Glied zu bewegen, den Blick auf zwei Aasgeier gerichtet, welche dicht neben ihm ihre Federn putzten, seinen Tod erwartend. Er war so ganz überwältigt von der Furcht vor den harrenden Tieren, die nach seinem Fleische gelüstete, daß er nicht einmal den Kopf wandte bei unserer Annäherung."

So läßt der Araber seine treuesten Gefährten in der

Wüste elend und erbärmlich verkommen und zieht auch daraus noch Nutzen, denn auf diesen unendlichen Sandflächen, ohne Baum, ohne Strauch, ohne jedes Kennzeichen eines Weges, da in dem Wüstensand die Spuren der Tritte sehr rasch verschwinden, sind es die von der Sonne gebleichten Gebeine der gefallenen Tiere allein, welche ihm als untrügliche Wegweiser dienen. C. T.

Ein wunderliches Geschenk. — Unter den Merkwürdigkeiten, welche sich in dem Nachlasse der 1796 verstorbenen Kaiserin Katharina II. von Rußland befanden, war auch ein in den russischen Farben gestrickter seidener Strumpf, dessen Verfertiger, wie sich aus einem beiliegenden poetischen Briefe Voltaires ergab, kein geringerer als der große Dichter selbst war. In der Epistel bedankte er sich zunächst für ein Geschenk, welches die große Kaiserin eigenhändig für ihn angefertigt hätte, eine elfenbeinerne Tabakdose, welche die mächtige Beherrscherin aller Reußen in ihren Mußestunden selbst gedrechselt hatte. Er hätte gemeint, sich nur durch eine ähnliche Tat der Emanzipation dankbar zeigen zu dürfen, und so habe er Unterricht im Stricken bei seiner Nichte genommen. In dem Strumpfe übersende er Ihrer Majestät das erste gelungene Resultat seiner Strickstudien. C. T.

Das Ende eines Sonderlings. — Lord Westborne ließ sich jedes Jahr zu seinem Geburtstage, an welchem er stets seine Freunde bei sich zu bewirten pflegte, einen neuen Sarg machen, den er jedesmal versuchte, aber der ihm niemals recht war. Brachte ihm der Tischler den bestellten Sarg, so mäkelte der Lord daran wie ein Stutzer an einem neuen Rock. Er legte sich selbst in den neuen Sarg hinein, doch dieser paßte niemals, war bald zu lang, bald zu weit, drückte ihn bald an den Achseln — kurz, etwas war immer daran auszusetzen. Zwölf Tischler hatten schon für den wunderlichen Mann gearbeitet, und keinem war es gelungen, ihn zufrieden zu stellen.

Endlich nach einundzwanzigjährigen Versuchen schien er mit dem gelieferten Sarge einverstanden zu sein. In

Gegenwart seiner Gäste legte er sich in den Sarg, dehnte sich behaglich und sagte: „Jetzt paßt er, und ich habe keine Lust, wieder aufzustehen.“ Damit schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. H.

Die goldene Gans. — Die einstige Zierde der Dresdener Hofbühne, die Schauspielerin Rettich, wohnte auf ihrer Gastspielreise im Jahre 1830 in Wien im Gasthaus „Zur Goldenen Gans“. Die Rechnung, die sie bei der Abreise empfing, war übertrieben hoch. Beim Verlassen des Hauses bat der Wirt um die Ehre, ihn bald wieder durch ihren Besuch zu beglücken. Da sagte die Schauspielerin lachend: „Wenn Sie das wollen, dürfen Sie mich aber nicht wieder für Ihr Schild ansehen.“ J. W.

Das Podagramittel. — Ein Arzneimittelhändler, der zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. die Umgegend von Berlin mit marktschreierischen Anpreisungen seiner Mixturen und Latwergen unsicher machte, hatte nicht nur verschiedenen königlichen Gutspächtern in der Mark sein „sicher wirkendes“ Mittel gegen Podagra aufgeschwatzt, er hatte sogar den königlichen Leibarzt vermocht, sein Mittel beim König selbst anzuwenden.

Als nach Jahr und Tag der Wunderdoktor wieder auf dem Gutshof zu Königswusterhausen erschien, um weitere Mixturen abzusetzen, verabfolgte ihm der nach wie vor von der Gicht geplagte Pächter eine gehörige Tracht Prügel und warf ihn zur Tür hinaus. Der Wunderdoktor reichte sofort eine Beschwerde bei Friedrich Wilhelm I. ein, die mit den Worten schloß: „Ich bitte untertänigst um Gerechtigkeit.“

Der Bescheid des Königs am Rande der Eingabe lautete: „Diese ist Ihm durch meinen Pächter in Wusterhausen schon widerfahren. Wenn Er aber noch eine weitere Portion „Gerechtigkeit“ zu erhalten wünscht, so möge Er sich nur zu mir verfügen.“ F. W.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 862 M